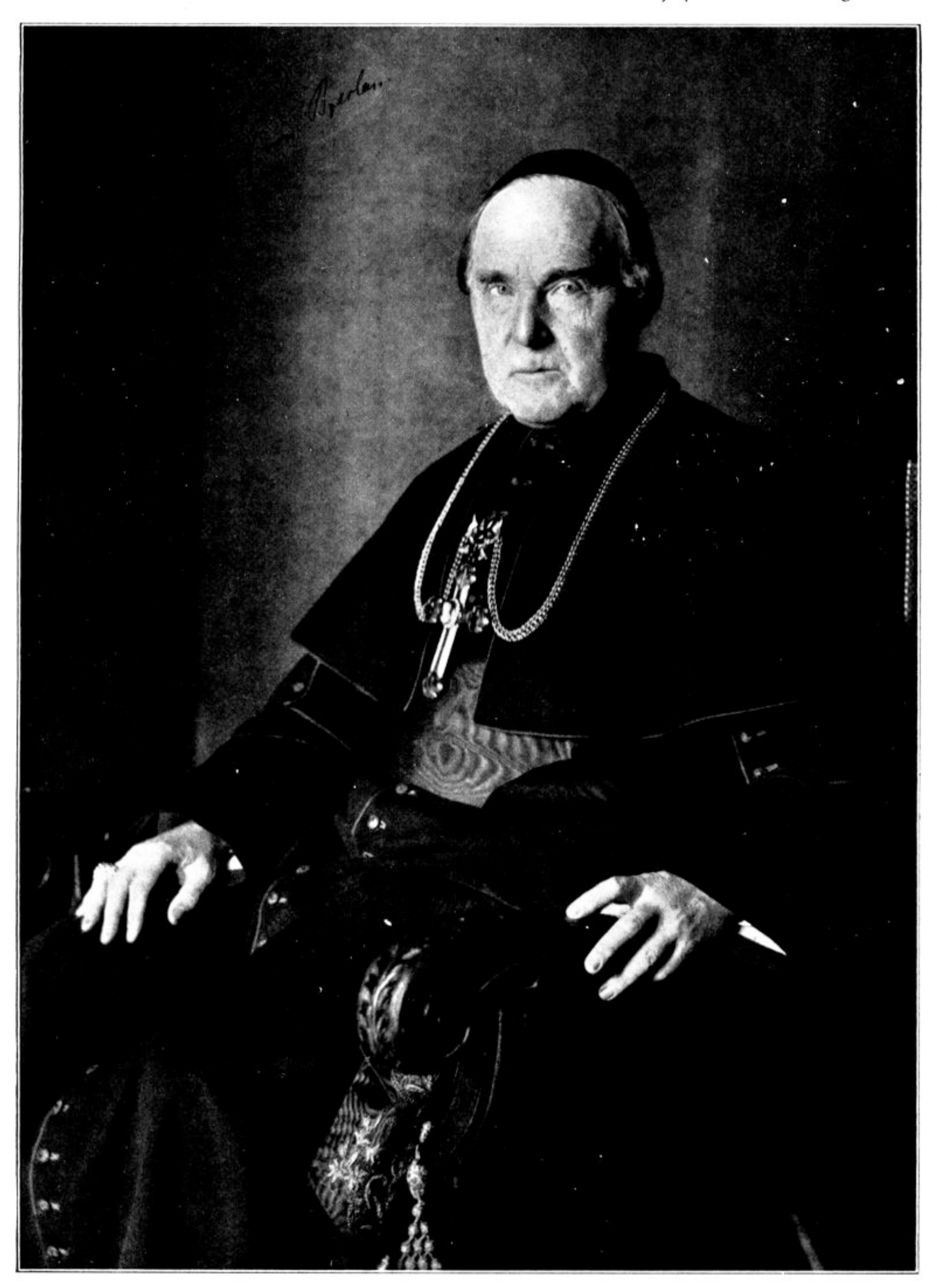


phot. Nicola Perscheid in Berlin

Kardinal Georg Kopp
Fürstbischof von Breslau

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ



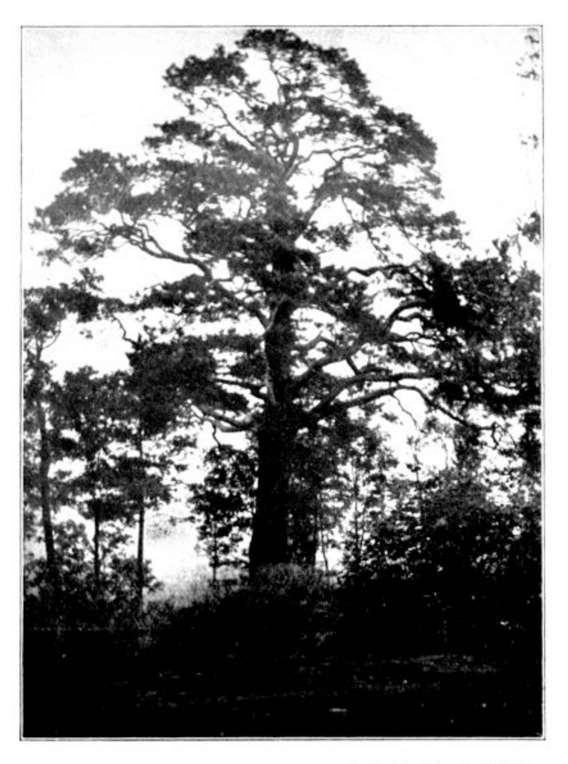
phot. Fuhrmann in Jauernig

Der Kronprinz als Jagdgast des Kardinals Kopp in Schloß Johannesberg



phot. Matzker in Lüben

Das „historische“ Gasthaus in Groß-Rosen Krs. Striegau



phot. Matzker in Lüben

Die „Kosakenkiefer“ auf dem Gutschdurfer Berge bei Groß-Rosen

Aus großer Zeit

Das Scharmützel bei Groß-Rosen. Wer von Jauer her den Striegauer Bergen zustrebt, der durchwandert auf ebener Straße mehrere kleine, aber gar sauber gehaltene Dörflein. Das letzte davon heißt Groß-Rosen. Es liegt schon im Kreise Striegau und gewährt wie das benachbarte Gutschdorf in der Häufung seiner Wohnstätten ein eigenartiges Bild. Das erklärt sich aus der Beschäftigungsart seiner Einwohnerschaft. Die Bewohner von Groß-Rosen sind größtenteils Landwirte mit kleinerem Grundbesitz, oder sie sind in den umliegenden Steinbrüchen beschäftigt. Als das größte aller Anwesen stellt sich uns das Dominium dar, das schon seit Menschengedenken sich im Besitz der Barone von Richthofen befindet.

Was dieser Ort in früheren Zeitläuften erlebt hat, davon sprechen viele stumme Zeugen. Dem aufmerksamen Blicke kann es nicht entgehen, daß die an der Straße nach Striegau liegenden Gebäude mit ihrer gleichmäßigen Dachkonstruktion eine andere Gestalt besitzen als jene an der eigentlichen Dorfstraße. Sie lassen erkennen, daß sie alle zu gleicher Zeit und nach einheitlichem Stile erbaut worden sind. Zur Erklärung hierfür dient uns eine Inschrift über der altertümlichen Haustür des Gasthofes zur „Hoffnung“. Wir erblicken daselbst eine Tafel, über welche eine eiserne Kanonenkugel tief eingemauert ist. Auf dieser Tafel lesen wir: „Als am 31. Mai 1813 Französische Krieger bis hierher vordrangen und im blutigen Kampfe mit ihnen ein großer Teil dieses Ortes in Flammen aufging, da erbarmte sich der Herr und sprach: bis hierher und nicht weiter! — Vor Krieg, Feuer und Wassersnot Behüt uns lieber Herre Gott! † Erbaut v. G. F. P. 1814.“

Hören wir, was hierüber neben der mündlichen Ueberlieferung die vorhandenen Aufzeichnungen sagen.

Während der vielen Scharmützel, welche der großen und erfolgreichen Schlacht an der Katzbach vorangingen, hielten einmal die Franzosen das Dominium Groß-Rosen besetzt, indessen ihre russisch-preußischen Gegner auf den umliegenden Höhen Posto gefaßt hatten. Um die Franzosen aus ihrer sicheren Umwallung zu vertreiben, gab es nur das Mittel der Kanonade. Das Dominium wurde in Brand geschossen, und mit ihm zusammen sank ein großer Teil des Ortes in Asche. Nur die mit Schindeln gedeckte evangelische Kirche blieb wunderbarerweise gänzlich unversehrt.

Zur Erinnerung hieran findet in dieser Kirche noch heut alljährlich ein Festgottesdienst statt, dessen Predigt jene furchtbaren Zeiten und die wunderbare Erhaltung des Gotteshauses zum Gegenstande hat. Der damalige Inhaber des im obenstehenden Bilde wiedergegebenen Gasthauses, Scholtiseibesitzer Patschel, gab seinem frommen Sinne durch eine Stiftung Ausdruck, aus welcher dem jeweiligen Pastor des Ortes und den Schulkindern je 15 Mark zufließen.

Die alte Kirche hat wegen ihrer Baufälligkeit längst einem geräumigeren Gotteshause Platz machen müssen. Auch ein oft erwähntes Massengrab von zwölf österreichischen und einem preußischen Offizier ist nicht mehr aufzufinden. Statt dessen sind jedoch andere Zeugen jener traurigen Ereignisse erhalten geblieben. Als einem solchen begegnen wir auf dem Gutschdorfer Berge der „Kosakenkiefer“. Sie ist ein Baum von zwei Meter Stammumfang, fünfzehn Meter Kronendurchmesser und etwa fünfzehn Meter Höhe, und ist von der Höhe jenes Berges weithin sichtbar. Ihre gewaltigen Aeste weisen darauf hin, daß sie mindestens zwei Jahrhunderte hinter sich hat. Dasselbe gilt von den „Dreizehnkiefern“ auf dem nördlicher gelegenen Kuhberge. Matzker

Tagesereignisse

Der Kronprinz als Jagdgast des Kardinals Kopp. Der Fürstbischof von Breslau ist bekanntlich zugleich Besitzer von Schloß Johannesberg in Oesterreich-Schlesien.



phot. Atelier May in Waldenburg

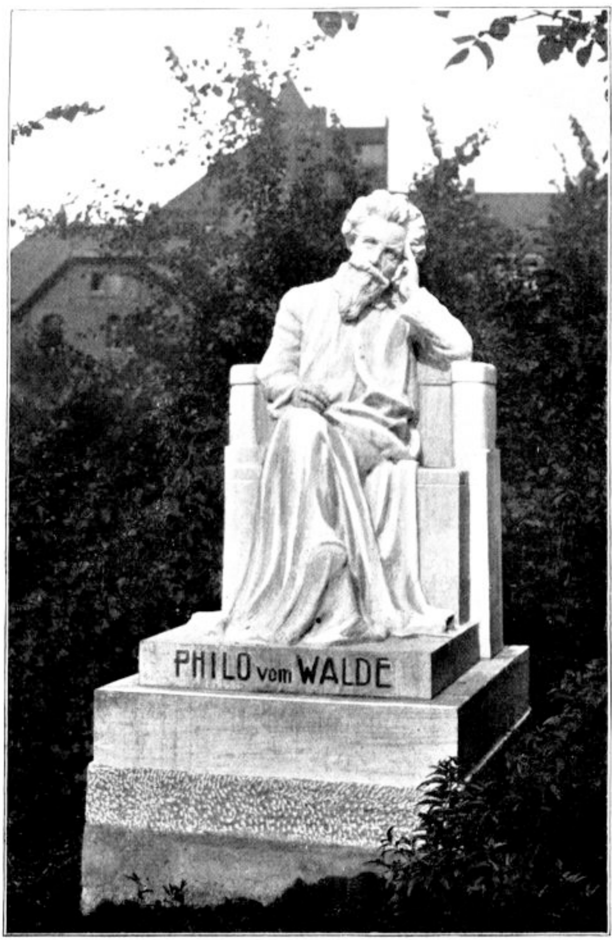
Das neue Schulgebäude in Waldenburg

Das Schloß steigt dicht hinter der Stadt Jauernig auf und bildet den Abschluß des herrlichen Krebsgrundes. Die bischöflichen Forsten weisen einen bedeutenden Wildstand auf. Die Tiere des Waldes machen eben auch die Erfahrung, daß es sich „unter dem Krummstab ganz gut lebe". Nur wenn ein hoher Gast im Schlosse einkehrt, geht es manchen ans Leben. Im September war der Kronprinz zum zweitenmal Jagdgast des Kardinals. Seinem Grundsatze getreu, stellte er auch diesmal wieder nur den „Geweihten" des Waldes auf einsamer Birsche nach. Unser Bild auf S. 33 zeigt ihn uns in Begleitung des Kardinals, wie er in stolzer Weidmannsfreude die von seiner Kugel gefällten Könige des Waldes, einen Sechzehn-, einen Zehn- und einen Achtender, betrachtet. Sein Adjutant, Freiherr von der Planitz, steht hinter einem von ihm erlegten Zehnender. Unweit von ihm sehen wir den Heger der fürstbischöflichen Forsten, Oberförster Rudolf Hanke. A.

Bauten

Neues Schulgebäude in Waldenburg. Die aufblühende Zentrale des Niederschlesischen Industriebezirks, die 21 000 Einwohner zählende Stadt Waldenburg hat sich um ein neues, schönes Schulgebäude bereichert. Die katholische Mädchenschule an der Sandstraße beherrscht mit ihrer imposanten Größe das umliegende Weichbild, das ehedem ein romantisch verfallener Friedhof aus den beiden vorigen Jahrhunderten zierte. Der dem in behaglicher Ruhe ausgebreiteten Barock nahekommende Bau ist geziert mit einer wirkungsvollen Säulenfassade und gekrönt mit einem ans Italienische erinnernden großflächigen Dache. Das äußere Bild ist mit dem des Inneren in beste Harmonie gebracht worden. Viel Licht flutet die breiten Treppengänge herab und erfüllt die 16 geräumigen Klassenzimmer. Die Turnhalle im Erdgeschoß des linken Flügels kann zugleich als Aula benutzt werden. Der lichte Zeichensaal liegt im zweiten Obergeschoß, wogegen im Giebel des Mittelbaues die mit allem Raffinement eingerichtete Haushaltungsschule mit den erforderlichen Nebenräumen untergebracht ist. In den Korridoren laden niedliche Wandbrunnen zum Trinken ein, schöne Künstlersteinzeichnungen, Friese etc. zieren die Wände. Auch in den Klassen ist dies der Fall. Große Sorgfalt hat man auch der Ausstattung und Anordnung der Zimmer des Rektors und der Lehrer angedeihen lassen. Vornehme Innenarchitektur erfreut das Auge und hat Plätze geschaffen, auf denen man nur mit freundlicher Harmonie ausruhen kann. Wir sehen, überall waltet der ästhetische Geist, der lieber verschwendet als kargt mit seiner Kunst. Die Forderungen der Hygiene wurden, was man in Waldenburger Schulbauten überall angenehm empfinden kann, bis ins kleinste peinlichst beachtet. Sogar eine mechanische Entstäubungsanlage, deren Saugzentrale im Untergeschoß sich befindet, fehlt nicht. Der Bau stammt von dem Stadtbaumeister Waldenburgs, Diplomingenieur Rogge, und kostet ca. 350 000 Mark. Das Haus wurde am 14. August feierlich eingeweiht. Valentin Ludwig

Eine neue Synagoge in Breslau. Anläßlich der hohen jüdischen Feiertage ist in Breslau eine neue Synagoge ihrer Bestimmung übergeben worden. Neu ist die Synagoge eigentlich nur deshalb, weil sie eine neue Stätte gefunden hat. Die Gemeinde, die sie vereinigt, ist alt. Gegründet wurde die Betstätte vor etwa 100 Jahren von schlesischen Kaufleuten, die nach Breslau zur Messe kamen, und seitdem hat sie sich erhalten, und war als „Professoren-Schule in dem Breslauer Ghetto" sehr bekannt. Da sich aber die Räumlichkeiten als zu klein und den Ansprüchen eines modernen Betsaales nicht mehr als genügend erwiesen, wurde der Neubau beschlossen. Die Grundsteinlegung erfolgte vor etwa einem halben Jahre in dem Grundstück Gartenstraße 38. Anfang September nun fand vor einem geladenen Kreise, der sich besonders aus den steten Besuchern der Betstätte zusammensetzte, die Einweihungsfeierlichkeit statt. Die Festrede hielt Rabbiner Dr. Hamburger; außerdem sprach noch der Rabbiner Dr. Rosenthal. Die „Alte Glogauer Synagoge", wie sie



phot. Schönhals in Breslau

Denkmal für Philo vom Walde in Breslau

heute im Volksmunde heißt, hat nun ihre Stätte in einem schönen, rechteckigen Bau gefunden, dessen Fassade durch große Bogenfenster geziert ist.

Denkmäler

Das Denkmal für Philo vom Walde. Wir sind erst heute in der Lage, unseren Lesern das Denkmal für Philo vom Walde, über dessen Enthüllung wir auf Seite 539 des vorigen Jahrganges berichteten, im Bilde vorzuführen. Leider beeinträchtigen zwei an dem Kunstwerk von dessen Schöpfer, Joseph Obeth, nachträglich vorgenommene, flickenähnliche Ausbesserungen den Eindruck des Denkmals erheblich. Als vorteilhaft dürfte sich übrigens eine Versetzung des letzteren nach einer leichter zugänglichen und im weiteren Umkreise sichtbaren Stelle des Nordparks erweisen. Oder hat man bei Aufstellung des Denkmals auf das Schicksal des dargestellten Sängers unserer Heimat hinweisen wollen, der sich trotz seiner Bedeutung infolge des Kampfes mit widrigen Verhältnissen auch nur im kleinen Kreise durchzusetzen vermochte? A.

Einweihungen

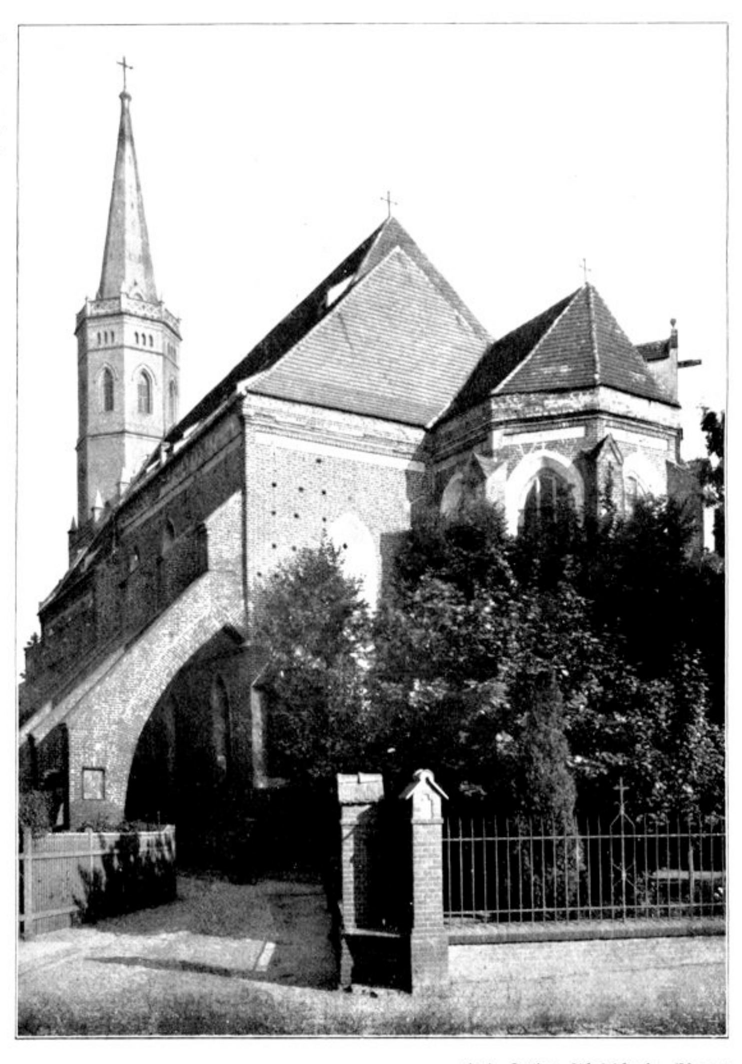
Kirchenweihe in Beuthen-Friedenshütte. Im Stadtteile Friedenshütte, der seinen Namen nach dem Hochofen-, Stahl- und Walzwerk der Oberschlesischen Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft trägt und von der Stadt sieben Kilometer entfernt liegt, wurde am 15. September die neue katholische St. Paulus-Kirche durch den Weihbischof Dr. Augustin geweiht. Die Bewohner von Friedenshütte hatten die Straßen und Häuser mit Ehrenpforten, Tannengrün, Girlanden und Fahnen festlich geschmückt. Auch das neue Gotteshaus trug festlichen Schmuck. Im Beisein der Geistlichkeit aus dem Orte und der Umgebung vollzog Dr. Augustin von 7 Uhr morgens ab die Weihe. Das Gotteshaus ist ein Backsteinbau mit Rauhputz. Seine Länge beträgt 68 Meter, die Breite 32 Meter. Er hat 1000 Sitzplätze. Die Baukosten samt der inneren Einrichtung betragen 350 000 Mark. Die Verwaltung des Grafen Schaffgotsch stiftete den Bauplatz, die Oberschlesische Bedarfsaktiengesellschaft 50 000 Mark, der Oberschlesische Knappschaftsverein 27 000 Mark, die Oberschlesische Zinkhütten-Aktiengesellschaft in Kattowitz 2000 Mark, Kardinal Dr. Kopp 15 000 Mark, einzelne Spender gaben je 1000 Mark. Eine Sammlung hatte schon vorher 100 000 Mark ergeben.

Funde

Säulenfunde in Breslau. Bei dem Abbruch des Grundstücks Nikolaistraße 78 wurde im ersten Stock zwischen zwei Fenstern der Straßenseite unter einer Bretterverschalung eine gut erhaltene, $2^1/_2$ Meter hohe Sandsteinsäule mit sehr reicher Renaissanceverzierung und der Jahreszahl 1518 entdeckt. Aehnliche Funde hat man schon mehrfach in Breslauer Bürgerhäusern gemacht. Die Säule ist dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau überwiesen worden, das eine ganz gleich verzierte aus Liegnitz besitzt. Wegen Raummangel ist sie vorläufig im Depot untergebracht worden. Eine zweite Säule, die später zu Tage kam, war nicht so gut erhalten und bemerkenswert, daß sich das Aufheben lohnte.

Jubiläen

Zum 650 jährigen Jubiläum der Glogauer Domkirche. Das laufende Jahr ist das 650. seit der Erbauung der Glogauer Domkirche, die bis zur Säkularisation dem Domstifte als Kollegiatkirche diente, jetzt aber von der Domgemeinde als Pfarrkirche benutzt wird. Die Gründung des Glogauer Kollegiatstifts versetzen alle älteren Geschichtsquellen übereinstimmend in das Jahr 1120. Als Stifter wird der polnische Großfürst Boleslaw III. genannt, der seine getreuen Glogauer, die sich bei der Belagerung durch Kaiser Heinrich V. im Jahre 1109 durch Mut und Entschlossenheit ausgezeichnet hatten, durch die Gründung einer größeren Kirche belohnen wollte. Bischof Heymo soll den Grundstein zur ersten Domkirche gelegt haben; doch kann dies aus Urkunden nicht erwiesen werden. Eine urkundliche Andeutung des Kollegiatstifts ist erst in einem Schreiben des Papstes Honorius III. vom 2. April 1218 zu finden. Auch die Bestimmung der Oertlichkeit ist nicht ganz sicher. Während man früher allgemein glaubte, das Stift habe ursprünglich auf der Stelle gestanden, wo später die Dominikaner ihre Kirche und ihr Kloster hatten, neigt man jetzt zu der Ansicht, die älteste Ansiedlung, und somit die bedeutendste der Kirchen Glogaus, habe, wie in Breslau und Posen, auch hier auf der ringsum gesicherten Insel gelegen. Der Stifter der jetzigen Domkirche ist Herzog Konrad II., der Begründer der Glogauer Zweiglinie des Piastenhauses. Er errichtete den Dom im Jahre 1262 auf der Stelle, wo einst die herzogliche Burg und die älteste Kirche der Stadt gestanden hatten. Noch heute weist der hohe Chor in zwei Fenstern, vor allem aber in den den Triumphbogen tragenden Pfeilern spätromanische Teile auf, die unzweifelhaft in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören. Die übrigen Teile des Gebäudes stammen in der Hauptsache aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Völlig neu aufgeführt wurde das Langhaus als dreischiffige, fünfjochige Hallenkirche mit je fünf bis zur halben Höhe der Kirche reichenden Kapellen zwischen den Strebepfeilern. Diese



phot. Julius Blaschke in Glogau

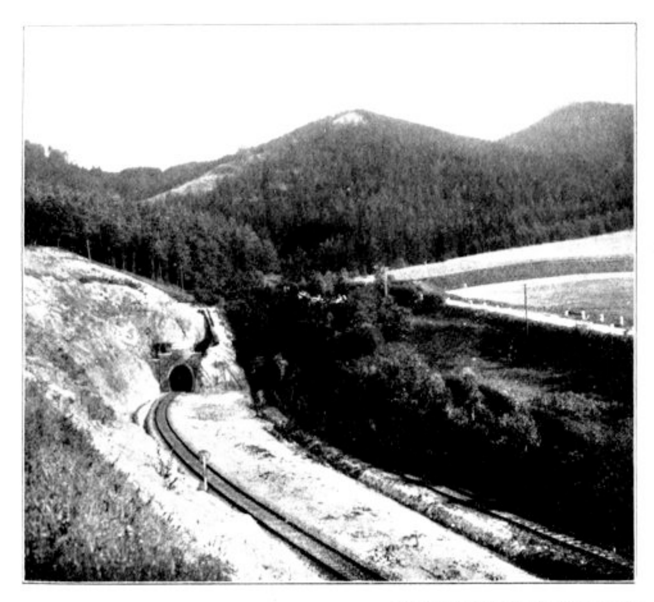
Der Dom in Glogau

wurden vor etwa zweihundert Jahren umgebaut; doch lassen sich an einigen Stellen noch Spuren spitzbogiger Fenster erkennen. Der ursprüngliche Turm reichte nur wenig über das Hauptgesims des Langhauses hinaus; erst im Jahre 1705 wurde er ausgebaut und eine einmal durchsichtige Zwiebel aufgesetzt. Dieser Turm stürzte am 7. September 1831 ein und wurde durch einen neuen im gotischen Stile ersetzt, der äußerst nüchtern wirkt. Als Stützen dienen dem Gebäude sieben Strebebogen, drei am Kleinchor und vier an der Sakristei, die spitzbogig über die darunter hindurchgehende Straße geführt sind. Wie die Stadt Glogau im Laufe der Jahrhunderte oftmals von Bränden und Kriegsunglück heimgesucht worden ist, so blieb auch die Kollegiatkirche von allerlei Drangsalen nicht verschont. Als der berüchtigte Herzog Hans von Sagan 1488 die Dominsel an die Ungarn verloren hatte, überließ er das Domstift den Böhmen zur Plünderung. Sie raubten alle Kostbarkeiten aus der Kirche und setzten sie in Brand. Ebenso schlimm hausten hier die Schweden nach der Erstürmung Glogaus durch Torstenson; auch diese raubten alles, was nicht niet- und nagelfest war, und benutzten die Domkirche zu ihrem Gottesdienste. Bei der Einschließung der Festung durch die Preußen im Dezember 1740 konnte die Kirche nur durch die Fürsprache einflußreicher Personen gerettet werden. Während des siebenjährigen Krieges aber diente sie zur Aufbewahrung von Kriegsbedürfnissen aller Art. Unter solchen Umständen war es unausbleiblich, daß viele wertvolle Kunstdenkmäler aus alter Zeit vernichtet oder beschädigt wurden. Dennoch besitzt der Glogauer Dom auch heute noch einen reichen Schatz von sehenswerten Altertümern. Das Denkmal des Stifters der Kirche ist erst im vorigen Jahrhundert verschwunden; dagegen ist das Hochgrab der Herzogin Mechthilde, Gemahlin des Herzogs Heinrichs III. von Glogau, noch erhalten. Es ist durch Stil, Technik und Trachten der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zuzuweisen und gehört zu den besten und merkwürdigsten Erzeugnissen der Monumentalplastik jener Zeit. Eine Kopie des Denkmals ist im Museum schlesischer Altertümer aufgestellt. Gleich bemerkenswert ist die Grabplatte der Herzogin Margarete von Cilly, die zu den hervorragendsten Schöpfungen schlesischer Kunst aus dem Ende des Mittelalters gezählt wird. Zahlreiche Figurengrabsteine von Domherren zieren die Seitenkapellen, z. B. das Denkmal des Dompropstes Joachim von Lidlau (gest. 1565). Unter den Wandbildern der Domkirche werden acht Oelgemälde dem „schlesischen Raphael", Willmann, zugeschrieben. Die Hauptzierde bildet jedoch eine Madonna von Lukas Cranach dem Aelteren, die als eine der schönsten Schöpfungen des berühmten Meisters gilt. Das Bild stammt aus dem Jahre 1518 und ist ein Geschenk des Dompropstes Joachim von Lidlau. Die Sage erzählt, ein reicher Pole habe, um in den Besitz des Bildes zu gelangen, so viel Gold dafür geboten, als darauf Platz habe. Außer den angeführten Kunstwerken werden in der Sakristei noch mehrere wertvolle Goldschmiedearbeiten aufbewahrt, u. a. ein kunstvoll gearbeitetes Prozessionskreuz, ein vergoldetes Standkreuz und eine große, silberne Schüssel mit dem völlig plastischen Haupte Johannis des Täufers. Sämtliche Kunstwerke sind in der soeben erschienenen Geschichte Glogaus von Blaschke abgebildet und ausführlich beschrieben.

Die Jubiläumsfeier der Domkirche fand am Erntedankfeste, dem 13. Oktober, statt. Die Domgemeinde hatte als Jubiläumsgeschenk einen kostbaren Kreuzweg gespendet, welcher am Festtage eingeweiht wurde. Bl.

Jubiläum des Breslauer „Knabenhospitals in der Neustadt". Die Waisenerziehungsanstalt „Knabenhospital in der Neustadt" beging am 10. September, dem Geburtstage ihres Stifters Hickert, ihr 125jähriges Bestehen durch eine schlichte Feier im Saale des Anstaltsgebäudes Kirchstraße 14. Das Grundstück ist 1585 in den Besitz der Stadt übergegangen und von ihr schon im folgenden Jahre zur Unterbringung und Erziehung von Waisenkindern benutzt worden. Johannes Christian Hickert, der 1729 als Sohn eines Maurergesellen geboren wurde, ist selbst in der Anstalt aufgewachsen. Als er sich später zum angesehenen Kaufmann und Ratsherrn emporgearbeitet hatte, stiftete er 1787 aus Dankbarkeit für sein ehemaliges Heim, das inzwischen stark verfallen war, reiche Mittel für einen Neubau und die weitere Unterhaltung der Anstalt, die damals 50 Waisen ein Heim bot. Später ist das Haus vergrößert worden, sodaß es jetzt 76 Waisen beherbergt.

Jubiläum des Hickert-Vereins in Breslau. Am gleichen Tage konnte der Hickertverein auf sein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Der Verein ist aus Anlaß der Hundertjahrfeier des „Knabenhospitals" von 32 ehemaligen



phot. Anders in Fellhammer

Der Ochsenkopftunnel bei Dittersbach
links der neue, rechts der alte Tunnel

Zöglingen dieser Anstalt ins Leben gerufen worden, um durch Bildung eines Baufonds die Möglichkeit einer Erweiterung oder eines Neubaues der Anstalt herbeizuführen. 1898 nahm der Verein zum Andenken an den Stifter des Waisenhauses den Namen „Hickertverein“ an. Er zählt gegenwärtig 60 ordentliche Mitglieder, die sämtlich in dem „Knabenhospital“ aufgewachsen sind, 21 außerordentliche und zwei Ehrenmitglieder. Durch die Opferwilligkeit der Vereinsmitglieder und mit Hilfe von Gönnern hat der Verein für den Baufonds bereits 40 000 Mark aufbringen können.

Besitzjubiläum. Das 100 jährige Besitzjubiläum beging am 7. September der Landrat des Kreises Wohlau, Dr. von Engelmann, auf seinem im Steinauer Kreise gelegenen Rittergute Przybor. Der erste Besitzer des 460 Hektar großen Gutes aus der Familie von Engelmann war der Urgroßvater des jetzigen Gutsherrn. Sein Sohn und Nachfolger war der Geh. Oberfinanzrat von Engelmann in Königsberg. Von ihm übernahm Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Vater des jetzigen Besitzers das Gut. Seit 1904 ist Landrat Curt von Engelmann Besitzer.

Verkehr

Der neue Ochsenkopf-Tunnel. Als vor langer Zeit der erste Tunnel durch den Ochsenkopf gebohrt wurde, erschienen in den großen Zeitungen lange Artikel, die alle das Meisterstück in Schlesiens Bergen rühmten. Inzwischen hat sich der Verkehr im Waldenburger Bergland ungeahnt gesteigert, und ein einfacher Schienenstrang nach der Grafschaft hin wurde dem gesteigerten Verkehr nicht mehr gerecht. Deshalb mußte der Ochsenkopf, zwecks Legung eines zweiten Gleises, zum zweitenmal durchtunnelt werden. Vergangenes Frühjahr wurde der neue Ochsenkopf-Tunnel dem Verkehr übergeben. Aber nur eine kurze Notiz in den Lokal- und Provinzblättern verkündete diese Tatsache, und niemand staunte darüber. Im Zeitalter der Elektrizität, der drahtlosen Telegraphie und der lenkbaren Luftschiffe gilt eben die Durchbohrung eines Berges nicht mehr als ein Wunder der Technik. Und doch hat diese Tunneleröffnung für den Waldenburger Industriebezirk keine geringe Bedeutung. Ein großer Schritt vorwärts ist getan. Denn auch die dritte Hauptstrecke des Industriebezirkes ist zweigleisig ausgebaut, und der Verkehr kann sich auch nach dieser Seite hin seiner Steigerung entsprechend abwickeln. Anders

Die Zugentgleisung bei Trebnitz. Am 1. September vormittags 8 Uhr entgleiste auf der eingleisigen Nebenbahn Hundsfeld—Trebnitz in Kilometer 20,45 der in der Richtung nach Hundsfeld fahrende Personenzug 472. Lokomotive und Wagen wurden zum Teil stark beschädigt. Eine Arbeiterfrau, Berta Schimalsky aus Brockotschine, wurde leicht verletzt. Die Unglücksstelle liegt fast genau in der Mitte zwischen den Stationen Zedlitz und Groß-Totschen, wo die Eisenbahn auf hohem Damm das Tal eines Baches überschreitet. In nächster Nähe liegen die Dörfer Klein-Totschen und Pürbischau. Der Zug bestand aus einer Lokomotive, einem Schutzwagen, einem Post- und Gepäckwagen und fünf Personenwagen. Die Lokomotive stürzte den hohen Damm auf der rechten Seite hinunter und zog den Schutzwagen und den Post- und Gepäckwagen nach sich. Die übrigen Wagen blieben auf dem Gleise stehen. Die Schienen wurden an der Entgleisungsstelle verbogen und herausgebrochen. Nachdem die Strecke frei war, wurde das Gleis wieder in Stand gesetzt, so daß der Betrieb bereits abends wieder aufgenommen werden konnte.

Statistisches

Die Branntwein-Erzeugung Schlesiens ist nach Brandenburg und Posen die höchste im Staate. Es wurden 1911 im ganzen 490 000 Hektoliter reiner Alkohol gebrannt, von den landwirtschaftlichen Brennereien allein über 450 000 Hektoliter, aus Getreide 3800 Hektoliter. Die gewerblichen Brennereien stellten 25 600 Hektoliter aus Getreide und 10 800 Hektoliter aus Melasse her. Aus Traubenwein wurden 2300 Hektoliter erzeugt.

Sport

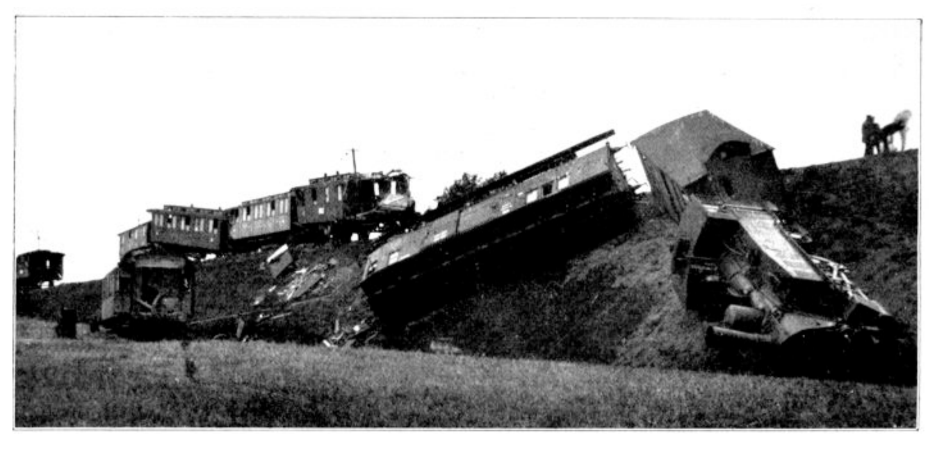
Am 11. August fand in Breslau-Grüneiche das Radrennen über 100 Kilometer um den Goldpokal von Breslau statt. Es siegte Linart (Belgien) vor Scheuermann (Breslau), Walthour (Amerika) und Guignard (Frankreich). Den Silesiapreis über 50 Kilometer holte sich der Engländer Hall vor Przyrembel (Berlin) und Thomas (Breslau), den Wratislawiapreis Przyrembel vor Vanderstuift (Belgien) und Hall.

Der folgende Sonntag brachte das Meisterschaftsschwimmen auf der Oder über eine Meile von Lanisch nach dem Zoologischen Garten. Zwölf Bewerber fanden sich dazu ein, unter ihnen war auch der Meister der Donau, Franz Schuh aus Wien, erschienen. Weltmeister Bathe startete nicht, aber in Kunisch vom Schwimmklub Silesia fand Schuh seinen Meister. Wohl entspann sich anfangs ein harter Kampf zwischen den Beiden, dann siegte aber Kunisch in überlegener Weise mit 200 Meter Vorsprung in 1 Stunde 5 Minuten 55 Sekunden, Schuh brauchte 1 Stunde 6 Minuten $55^1/_5$ Sekunden. Als Dritter kam Rosteutscher vom Neuen Schwimmverein, als Vierter Erbe vom Alten Schwimmverein durch das Ziel.

Am selben Tage fand ein interessantes Fußballwettspiel zwischen dem oberschlesischen Meister-Sportklub „Diana“ (Kattowitz) und dem Breslauer Sportklub „Germania“ statt. Die Oberschlesier zeigten sich anfangs überlegen, mußten sich aber schließlich mit 2 : 5 geschlagen bekennen.

Am folgenden Sonntage wurden die Meisterschaften des südostdeutschen Athletikverbandes abgehalten. Es wurden Meister im 100 Meterlaufen Maschke vom Verein für Rasenspiele, im Diskuswurf Linke vom Verein für Bewegungsspiele, im 200 Meterlaufen Hardy vom Sportklub Schlesien, im Weitsprung Keßler I vom selben Verein, im Kugelstoßen Haberland vom Verein für Bewegungsspiele, im 800 Meterlaufen Vida vom selben Verein, im Hochsprung Riedel vom Sportklub Schlesien, im Speerwerfen Kaßler III vom selben Verein, im 1500 Meterlaufen Neumann vom Verein für Bewegungsspiele, im

Steinstoßen Haberland vom selben Verein, im Stabhochsprung Jones vom Sportklub Preußen, im 400 Meterlaufen Poersch vom Verein für Bewegungsspiele.



phot. F. Jeschur in Breslau

Das Eisenbahnunglück bei Trebnitz

Am Sonntag, dem 1. September, fand vormittags eine kriegsgemäße Ballonverfolgung von der Gasanstalt an der Trebnitzer Chaussee statt. Verfolgt von zwölf Autos, nahm der Ballon, den Professor Dr. von dem Borne führte, bei kräftigem Winde die Richtung auf Grottkau zu, entschwand aber bald den Blicken der Verfolger in den Wolken. Getäuscht von dem stärkeren Unterwinde schossen die Verfolger zum Teil weit über das Ziel hinaus. Sie fuhren bis Neisse und Ziegenhals, während der Ballon schon bei Grottkau, unweit des Dorfes Petershaide, niederging. Aber ein Teil der Verfolger war ihm nahe geblieben, und schon zwei Minuten nach der Landung war als Erster Kaufmann Raddatz (Adlerwagen) am Korbe und nahm die Insassen gefangen; es folgten in kurzen Abständen Fabrikbesitzer Klemm aus Oels (auf „Adler"), Fabrikbesitzer Eifert aus Glogau (auf „Mercedes"). Damit ist der Herausforderungspreis nach dreimaligem Siege endgültig in den Besitz des Breslauer Automobilklubs übergegangen.

Nachmittags fand auf der Strecke Weidendamm—Kaiserin Augustaplatz zum ersten Male die Stadtregatta um den von der Stadt Breslau gestifteten Herausforderungspreis statt. Es starteten in Rennachtern der Erste Breslauer Ruderverein, der Ruderverein Wratislavia und die Rudergesellschaft Breslau. Bis 1000 Meter lieferten sich alle drei Boote ein scharfes Rennen. Auf der zweiten Hälfte der Strecke wurde das Rennen ein Duell zwischen der Wratislavia und dem Ersten Breslauer Ruderverein, aus dem dieser als Sieger mit einer Drittel Bootslänge hervorging. An die Regatta schloß sich ein Bootskorso, an dem sich etwa sechzig Boote beteiligten.

Am Sonntage, dem 8. September, fand in Breslau-Süd das erste Herbst-Pferderennen statt. Es siegten im Hoffnungshürdenrennen Leutnant v. Hansemann auf „Farnese", im Hohe Eule-Jagdrennen von Arnims „Blitz" (Reiter Lasse), im Septemberjagdrennen Graf Westphalens „Sodar" (Reiter Weishaupt), im Jagdrennen der Dreijährigen Graf Stauffenbergs „Catalonier" (Reiter Streit), im Verkaufshürdenrennen Graf Stauffenbergs „Chicago" (Reiter Streit), im Preis von Zobten Mohrs „Mosel" (Reiter Preter) und im Illnischen Jagdrennen Graf Seidlitz-Sandreczkis „Haarkünstler" (Reiter Gojny).

Am selben Tage wurde in Oberschlesien ein 100 Kilometer-Mannschaftsfahren des Gaues 37 des deutschen Radfahrerbundes um den Bundespokal bei sehr schlechtem Wetter abgehalten. Es siegte der Groß-Strehlitzer Rad- und Motorfahrerverein.

Am 15. September wurden auf der Radrennbahn in Breslau-Grüneiche die Meisterschaften von Schlesien ausgefochten. Die Bundesmeisterschaft von Schlesien über 1000 Meter errang Stannek aus Gogolin vor Müller und Neugebauer vom Breslauer Radfahrerverein Adler. Die Meisterschaft über 50 Kilometer mußte des Regens wegen vorzeitig abgebrochen werden; sie errang Scheuermann vor Thomaß und Gnilka; das gleiche Resultat ergab das Verlosungsrennen. Im internationalen Fünfermatch der Extraklasse über 1000 Meter siegte der Italiener Moretti, die nächstbesten waren Lorenz und Arend. Ein Teil der Rennen konnte des schlechten Wetters wegen erst am Montag, dem 16. September, abgehalten werden.

G. H.

15. Gauspielfest des Turngaus Breslau. Das fünfzehnte Gauspielfest des Turngaus Breslau am 1. September nahm einen guten Verlauf. Besonders erfreulich ist, daß die Beteiligung der Schüler am Einzel-Wetturnen in beständiger Steigung begriffen ist; im Jahre 1910 betrug sie 419, 1911 535, 1912 sogar 705. In noch größerem Verhältnis stieg aber die Zahl der Sieger, nämlich von 230 auf 276 und 498. Auf dem 80 000 Quadratmeter großen städtischen Spielplatz am Eichenpark tummelten sich auf zwanzig Spielfeldern in siebenmaligem, halbstündlichem Wechsel je etwa 300 Spieler und Spielerinnen. Unter letzteren war neben den Turnerinnen der Gauvereine zum ersten Mal auch eine Mädchenschule vertreten, das Oberlyceum.

Sportfest in Frankenstein. In Anwesenheit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen fand in Frankenstein am 1. September die Einweihung der aus Mitteln der Regierung, des Kreises und der Stadt erbauten Unterkunftshalle am Sportplatz Heinersdorfer Sandgrube statt. Mit der Einweihung selbst war ein volkstümliches Sportfest verbunden. Von den sportlichen Darbietungen seien hervorgehoben der Hindernislauf über 120 Meter, der Flaggenreigen und einige hervorragende Leistungen im Kürturnen und im Laufen.

Theater

Eine schlesische Theaterdirektorin. Die Theater direktorinnen sind in der modernen Gegenwart eine Seltenheit geworden. Neben einer Neumann-Hofer in Düsseldorf, einer Juliette Ewers in Bad Salzbrunn wird es im deutschen Reiche nur noch sehr wenige geben. Zu ihnen gehört auch Auguste Pötter, die im Juni d. J. auf eine 50 jährige Bühnentätigkeit zurücksehen konnte. Ihr Name ist mit der Geschichte des schlesischen Provinztheaters aufs Engste verknüpft, denn in Orten wie Grünberg, Gleiwitz, Kattowitz, Beuthen, Glatz, Hirschberg hat sie gewirkt, und noch heute sieht man sie mit ihrem Ensemble in die Städte Waldenburg und Reinerz gern einkehren. Die körperlich rüstig und geistig frische Jubilarin ist am 3. Mai 1846 als Tochter des damaligen russischen Hofschauspielers Eduard Gnauth in Stuttgart geboren. Im Dezember 1854 betrat sie zum erstenmal die Bühne und zwar im Züricher Stadttheater als Walter in Schillers „Wilhelm Tell." Noch nicht 16 Jahre alt, wird sie als aktives Bühnenmitglied verpflichtet und absolvierte ihre erste größere Rolle im Juni 1862 als Laura in Laubes

„Karlsschüler" am Heilbronner Stadttheater. Ihr Künstlerweg war ein sich mit Erfolgen ständig steigender und führte über Bern, Heidelberg, Mühlhausen i. E. nach Marburg und Gießen. 1866 wird sie die Gattin des damaligen jugendlichen Komikers Carl Pötter. In Marburg-Gießen gründete ihr Mann die nach ihm benannte Theaterdirektion, mit der er die Städte Fulda, Hagen, Iserlohn und Worms bereiste. Das Geschick führte Pötters Wirken nach dem schönen Schlesierlande, wo ihm in Grünberg 1876 das dortige Theater überlassen wurde, das er bis 1898 leitete. Mit seinem Ensemble besuchte er die Sommerbühnen in Landsberg a. d. W. und Thorn, aber auch in Gleiwitz, Kattowitz, Beuthen, Glatz, Hirschberg gab er Gastspiele. 1898 trug man Pötter die staatlich subventionierten Wandertheater Schleswig-Holsteins an. Da er aber seit 1892 an die Leitung des subventionierten Kurtheaters in Bad Reinerz gebunden war, verlegte er das Feld seines Wirkens bald wieder in das ihm liebgewordene Schlesien und blieb hier bis zu seinem 1907 in Jauer erfolgten Tode. Seither führt Frau Auguste Pötter, die in früheren Jahren ihren Gemahl auch schauspielerisch unterstützt, die Direktion des Ensembles, das jetzt seine Domizile in Reinerz, Waldenburg und Jauer hat. Als Leiterin eines Provinztheaters hat sie bisher viel Energie und Geschick bewiesen und zeigte sich, wie es die Spielpläne bestätigen, besonders zugänglich für die wertvollere zeitgenössische Literatur. Die Jubilarin gedenkt von den aufreibenden Geschäften der Bühnenleitung zurückzutreten, wogegen ihre Direktion unter dem gleichen Namen fortgeführt wird. Ihre drei Kinder sind die Schauspielerin Dora Surrhoff, der bekannte Heldendarsteller Eduard Pötter am Stadttheater Stettin und der Bonvivant Max Pötter, der neue Leiter des Pötterschen Ensembles. Valentin Ludwig

Persönliches

In Görlitz starb am 2. August der frühere langjährige Präsident des Landgerichts Breslau, Wirklicher Geheimer Oberjustizrat **Oswin Karl Edgar Anton**. Am 14. November 1821 in Görlitz als Sohn des Rektors des Gymnasiums geboren, studierte er in Leipzig und Berlin Rechtswissenschaft. 1844 wurde er zum Referendar und 1846 zum Assessor ernannt. 1849 wurde er Kreisrichter in Rothenburg O.-L., 1856 Kreisgerichtsrat in Glogau. 1862 erfolgte seine Ernennung zum Kreisgerichtsdirektor in Dramburg in Pommern und 1863 seine Versetzung in gleicher Eigenschaft nach Hagen in Westfalen. Im Januar 1871 wurde Anton zum Direktor der Vormundschaftsabteilung des Stadtgerichts in Berlin und 1876 zum Vizepräsidenten des Appellationsgerichts in Ratibor ernannt. Dort blieb er bis zum 1. Oktober 1879, dem Datum der großen Justiz-Reorganisation. Dann erhielt er die Leitung des neu geschaffenen Landgerichts Breslau, an dessen Spitze er bis zum Oktober 1891 gestanden hat. Auf philanthropischem Gebiete betätigte er sich durch seine tatkräftige Beteiligung an der Gründung des noch heute blühenden „Heimathauses für Töchter höherer Stände" in Berlin und der Arbeiterkolonie Wunscha.

Am 18. August feierte der Stadtverordnetenvorsteher, Kommissionsrat **Kullmann** in Lüben seinen 80. Geburtstag. Die städtischen Körperschaften ernannten ihn, der seit 28 Jahren an der Spitze der städtischen Verwaltung steht, zum Ehrenbürger. Bedeutend sind seine Verdienste um die Kreisverwaltung, sowie um die evangelische Kirchengemeinde, deren Kirchenrat er seit 1874 angehört.

Am 26. August feierte Universitätsprofessor Dr. **Theodor Siebs** in Breslau sein 50. Wiegenfest. 1862 in Bremen geboren, studierte er in Tübingen und Leipzig Germanistik und Sprachwissenschaften und habilierte sich 1888 in Breslau. 1890 siedelte er als außerordentlicher Professor nach Greifswald über. Seit 1902 wirkte er als ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Breslauer Universität. Er ist im Nebenamt Direktor des königlich akademischen Instituts für Kirchenmusik und Vorsitzender der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Er gab u. a. heraus: „Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache", „Flurnamenstudien", „Sylter Lustspiele", „Deutsche Bühnenaussprache". Er ist auch Herausgeber der „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde".

Am 9. September vollendete Geheimrat, Professor Dr. **Georg Heinrich Kaufmann** in Breslau sein 70. Lebensjahr. 1842 zu Münden geboren, studierte er in Halle und Göttingen Philologie und Geschichte, war 1865 bis 1872 Lehrer in Göttingen, dann Oberlehrer in Straßburg. 1888 wurde er als Professor der Geschichte an die Akademie zu Münster, 1891 an die Universität Breslau berufen. Er veröffentlichte u. a.: „Der Kampf der französischen und deutschen Schulorganisation und seine neueste Phase in Elsaß-Lothringen", „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen", „Die Geschichte der deutschen Universitäten" und „Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert". H.

Nach einer dienstlichen Tätigkeit von beinahe 42 Jahren schied kürzlich der bisherige Direktor des Postamtes 2 in Breslau, **Scharffenberg**, aus seinem Amte. Der Scheidende, der vor seinem Dienstantritt in Breslau das Postamt in Beuthen O.-S. verwaltete, hat an beiden Orten seiner Wirksamkeit, namentlich aber in seiner letzten einflußreichen Stellung viel für die Hebung des postalischen Verkehrs in Schlesien getan.

Kleine Chronik

August

25. In Löwenberg wird das übliche „Blücherfest" gefeiert.

25. Der Kunstgewerbeverein Bunzlau eröffnet eine Ausstellung von kunstgewerblichen und Töpferei-Erzeugnissen, die bis zum 1. September dauert.

27. Ein gewaltiges Schadenfeuer wütet in der Oelfabrik von Julius Arndt in Altbeckern bei Liegnitz.

31. Der vierte schlesische Sanitäts-Kolonnentag nimmt in Kattowitz seinen Anfang.

September

3. Im Breslauer Konzerthause tagt die 37. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege.

11. Die 430 Breslauer Teilnehmer am Internationalen Eucharistischen Kongreß in Wien fahren unter Absingung des Tedeums vom Hauptbahnhof in Breslau ab.

25. Der oberschlesische Spiel- und Eislaufverband, der in 315 Vereinen über 15 000 Mitglieder zählt, veranstaltet in Beuthen O.-S. ein großes Volksfest, bei dem über 500 Spielabteilungen und gegen 600 Einzelkämpfer auftreten.

Die Toten

September

7. Herr Stadtrat Gustav Berchner, 56 J., Glatz.

8. Herr Stadtrat Paul Reiffenstein, 77 J., Waldenburg.

10. Herr Professor Dr. Otto Soltmann, 67 J., Oberschreiberhau.
Herr Rittmeister a. D. Eugen von Wißmann, Warkotsch, Kreis Strehlen.

11. Herr fr. Rittergutsbesitzer Gustav Multer, 68 J., Rybnik.

15. Herr Rechtsanwalt Robert Aßmann, 51 J., Breslau.
Herr Rittmeister a. D. Thilo von Watzdorf, 63 J., Breslau.

18. Herr Pastor Rudolf Strauß, 60 J., Linden bei Brieg.

20. Herr Pastor Georg Adam, 72 J., Liegnitz.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann

(1. Fortsetzung)

„Nun, Siegner! Ihre Bude gefällt ihnen wohl?" fragte der Obersteiger Kastner von der „Georg"-Grube, die in der Nähe lag, aber nicht derselben Gewerkschaft gehörte, wie Mathildegrube. Aber Obersteiger Kastner war natürlich als Nachbar zur Festlichkeit geladen, wie alle Beamten dem benachbarten Werke und wie alle Honorationen der Umgegend.

Siegner zog seine Bergmannsmütze und antwortete: „Es sieht heut alles so anders aus, Herr Obersteiger!"

„Man erkennt die alte Klitsche garnicht wieder," entgegnete Kastner lächelnd, „na, und wie geht es ihrem Sohne?"

Siegners Gesicht verklärte sich.

„Ich danke sehr, Herr Obersteiger, für die freundliche Nachfrage. Es geht ihm, denke ich, gut! Vorige Woche hat er seinen Doktor gemacht und zwar mit Auszeichnung!"

„Wie? Den Doktor juris hat er gemacht? Das ist ja ein Teufelskerl! Ist er denn schon Referendar?"

„Schon seit einem Jahre, Herr Obersteiger. Aber er blieb in Breslau, weil er eben noch seinen Doktor machen wollte. Jetzt ist er auf seinen Wunsch nach Beuthen versetzt worden, damit wir ihn in der Nähe haben. Diese Woche noch kommt er auf ein paar Tage nach Hause."

„Schade, daß er nicht heut schon da ist! Er hätte das Fest mitmachen sollen. Na, grüßen sie ihn von mir. Glück auf!"

„Glück auf! Herr Obersteiger!"

Kastner ging nach dem offenen Bretterschuppen, in welchem an langen, gedeckten Tischen die Beamten und die Ehrengäste saßen. Siegner lenkte seine Schritte hinüber nach dem großen Holzplatze, auf welchem Tausende von Hölzern lagerten, die zu den Bauten im Bergwerk, zum Stützen der Streckenfirsten[1]) und zur Anlage der Bremsberge und Schachtbühnen notwendig waren. Auf diesem Holzplatze hatte man einen großen Fleck von Brettern und Rundholzstapeln befreit und ein großes Tanzpodium erbaut. Hier spielten die Oesterreicher, und hier tanzte das „bessere" Publikum. Hinter dem Kesselhause und dem Beamtenwohnhause war das zweite Tanzpodium errichtet, wo die Arbeiter mit Weib und Kind tanzten, daß die Bohlen, die den Fußboden des Podiums bildeten, dröhnten. Nach polnischer Sitte jauchzt man beim Tanze und stampft taktmäßig mit den Absätzen auf den Boden.

Nicht nur laut ging es auf dem Arbeiter-Tanzplatze zu, sondern auch bunt. Die Männer trugen fast ausnahmslos die Bergmannsuniform, die ernst und dunkel genug ist. Die schwarzen Puffjacken und die schurzfellartigen, kurzen Fahrleder[2]) hätten sogar einen düsteren Eindruck gemacht, wenn dieser nicht gemildert worden wäre durch die gelben, mit Hammer und Schlegel versehenen Metallknöpfe der Uniform, die schwarzen Federbüsche auf den Schachthüten und die Goldtressen an Hut und Jacke. Desto bunter aber sahen die Frauen und Mädchen aus. Rote und blaue Röcke, buntfarbige Kopftücher, helle Schürzen, hellfarbene Mieder, aus denen sich das weiße Hemd an Hals und Armen bauschte, das gab ein leuchtendes Durcheinander von Farben bei der sich im Tanz drehenden Weiblichkeit.

Ein ganz anderes war das Festpublikum auf dem Holzplatze, dessen Podium Siegner nun zuschritt. Auch hier gab es Uniformen; aber ihr Goldschnurbesatz war reicher, und die Federbüsche auf den Schachthüten waren schwarzweiß, das Abzeichen der Beamten. Außerdem fand man nur moderne Kostüme bei Herren und Damen. Der Kapellmeister der österreichischen „Banda" dirigierte soeben einen der faszinierenden Wiener Walzer. Nicht nur mit dem Taktstock dirigierte er, sondern auch mit beiden Armen, mit den rhythmischen Bewegungen seines ganzen Körpers. Er sah aus, als wolle er selbst im nächsten Augenblicke Walzer tanzen. Siegner beachtete dieses interessante Schauspiel aber ebenso wenig wie die Musik. Er suchte nach seiner Frau und fand sie unter den Zuschauern, die in dichten Reihen das Tanzpodium umgaben. Frau Siegner war eine ebenso gutmütig wie unbedeutend aussehende Frau, der man es ansah, daß sie nie einen eigenen Gedanken gehabt, sondern immer unter dem Einfluß des Mannes gestanden hatte. Sie war bescheiden in ihrer Kleidung und in ihrer Haltung, und ihr Gesicht,

[1]) Die Firste ist die Decke des Stollens der Strecke.

[2]) Das Fahrleder ist ein ledernes Schutzfell, das der Bergmann hinten trägt.

in dem sich noch immer Spuren früherer Schönheit erkennen ließen, hatte einen Ausdruck, als wolle Frau Siegner um Entschuldigung bitten, daß sie überhaupt auf der Welt sei. Sie trug auf ihrem linken Arme Tücher und Jacketts, wärmende Hüllen ihrer Töchter, mit Rücksicht auf die zu erwartende Abendkühle. Frau Siegner war es zeitlebens gewöhnt gewesen, den Packesel für andere abzugeben.

„Wo sind die Kinder?“ fragte Siegner.

„Sie tanzen!“ erklärte die Frau. „Das nimmt gar kein Ende! Aus einer Hand gehen sie in die andere!“

„Nun, wenn es ihnen nur Spaß macht! Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Na, wollen wir auch noch ein Tänzchen riskieren, Berta?“

Frau Siegner errötete wie ein junges Mädchen.

„Ach, geh doch!“ sagte sie. „Wir alten Leute!“

„Na, so alt sind wir doch noch nicht! Sieh dir nur einmal den alten pensionierten Steiger Gruschka an! Der ist achtzig Jahre alt und tanzt, als würde er dafür bezahlt. Komm nur, komm! Laß uns nur heut einmal vergnügt sein! Wir haben ja sonst nur Arbeit und stilles Leben!“

„Wie du doch heut bist! So ganz anders als sonst! Aber wie freue ich mich, dich so heiter zu sehen!“

„Das macht, weil ich an unsern Jungen denke; da geht mir das Herz auf! Ihm zu Ehren, und weil er Doktor geworden ist, will ich auch tanzen. Das sind wir dem neuen Herrn Doktor gewissermaßen schuldig!“

Frau Siegner fand eine gefällige Frau, die bereit war, ihr die Garderobenstücke, die sie auf dem Arme hatte, zu halten, und so stiegen Frau Siegner und ihr Gatte auf das Podium und mischten sich unter die Walzertänzer.

Unterdes gingen hinter dem Holzplatz, dort, wo sie durch den Stapel den Blicken der anderen Festteilnehmer entzogen waren, die älteste Tochter Siegners, Martha, mit dem Schichtmeisterassistenten Gasda in sehr eifrigem Gespräche auf und ab. Das, was die jungen Leute miteinander verhandelten, mußte so wichtig sein, daß sie auf das Fest und ihre Umgebung vergaßen. Dabei war Gasda höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, ein schlanker Mann mit unverkennbar slavischem Gesicht, das durch den blonden Schnurrbart einen ganz martialischen Anstrich erhielt. Die neben ihm schreitende Martha Siegner war bedeutend kleiner als er. Martha war eine pikante, ja, eine sehr hübsche Erscheinung. Ihre Gestalt war voll, ihr Gesicht jugendfrisch, aber auch ernst. Die dunklen Augen, das schwarze Haar standen in angenehmem Gegensatz zu der zartweißen Haut des Gesichtes und des Halses, den das einfache Kleid sichtbar werden ließ.

„Du mußt es doch einsehen, Martha, daß euch allen Unrecht geschieht, nicht nur euch Kindern, sondern auch der Mutter! Was hat sie denn vom Leben gehabt? Was hattet ihr alle bisher, und was steht für euch in Aussicht? Es ist doch Unvernunft, alles nur für eine Person in der Familie aufzuwenden und dabei noch weit über das hinauszugehen, was in unseren Kreisen üblich ist. Das mußt du doch einsehen, Martha?“

„Ich habe darüber nie nachgedacht, Franz! Ich dachte, das müsse alles so sein. Der Vater hat uns stets gesagt, das, was er für Karl täte, täte er für uns alle. Wenn es Karl zu etwas Ordentlichem gebracht hätte, dann würde er auch seine Geschwister nicht vergessen, dann würde seine Stellung uns allen zugute kommen!“

„Dein Vater ist sonst ein kluger Mann, das muß man ihm lassen; aber er spielt doch hier va banque. Er setzt doch das ganze Glück der Familie auf eine Karte. Das ist doch geradezu leichtfertig! Das ist ein Unrecht gegen alle andern Familienmitglieder!“

„Du mußt nicht so sprechen, Franz! Ich kenne Karl besser als du! Er wird das Vertrauen des Vaters rechtfertigen. Er ist Zeit seines Lebens fleißig und pflichtgetreu gewesen; er hat wirklich nie an sich gedacht. Wie oft hat er den Vater gebeten, ihn nicht uns allen vorzuziehen, für ihn nicht soviel Geld aufzuwenden; aber der Vater erklärte ihm, das sei sein väterlicher Wille, und Karl habe als Sohn zu gehorchen!“

„Das ist ja alles recht schön, und ich zweifle garnicht an den guten Eigenschaften deines Bruders, wenn ich ihn auch wenig kenne; aber wer weiß, was die Zukunft bringt? Sieh einmal: es ist doch nur natürlich und selbstverständlich, daß Karl einmal heiraten will, wenn er es zu etwas gebracht hat. Dann hat er seine eigene Familie, und über der kann er euch nur zu leicht vergessen. Daraus ist ihm nicht einmal ein Vorwurf zu machen. Ja, wenn er noch Theologie studiert hätte, dann wäre er als katholischer Geistlicher unverheiratet geblieben, und zu einer guten Pfarrei wäre er auch gekommen. Dann hätte er für Eltern und Geschwister viel tun können, das ist gar kein Zweifel. Aber diese teure Juristerei! Denke doch nur, was das kostet: Jetzt muß dein Bruder als Referendar vier Jahre herumlaufen; dann muß er in Berlin das Assessorexamen machen. Dann dauert es noch so und so lange, bis er angestellt wird, und was hat er dann? Siebenhundert Taler in den ersten Jahren. Mit denen kommt er

kaum selber aus. Ich weiß gar nicht, wie es euer Vater möglich gemacht hat, alle notwendigen Gelder aufzubringen, und wie er noch die weiteren Kosten für deinen Bruder bestreiten will. Von seinem Gehalt kann er das nicht!"

„Der Vater hat eine kleine Erbschaft gemacht und auch einmal in der Lotterie gewonnen; das alles hat er für Karl bestimmt, und zu Hause haben wir immer recht sparsam gelebt. Wir haben nichts mitgemacht, nichts für Vergnügen oder Putz ausgegeben. Aber Franz, wir haben das alle nicht empfunden, wir haben es auch nicht anders gekannt. Wir haben gar nicht daran gedacht, daß es anders sein könnte. Der Vater hat sich auch nie etwas gegönnt. Er hat nie ein Wirtshaus besucht. Er hat sich manchmal den Tabak für seine Pfeife versagt, um das Geld zu sparen, und er raucht doch so gern!"

„Das ist ja alles recht lobenswert; aber es ist unvernünftig und ungerecht!"

„Sprich nicht so, Franz! Du tust mir weh!"

„Aber liebe Martha, wie kannst du denken, daß ich dir weh tun will! Du mußt es mir eben zugute halten, wenn ich ein wenig erregt bin. Sieh einmal, es geht nicht so weiter! Ich habe dir jetzt schon so und so oft gesagt: ich will zu deinem Vater gehen und ihn um deine Hand bitten. Du aber sagst, es sei zwecklos. Dein Vater hat erklärt, ihr Mädchen dürftet nicht ans Heiraten denken, bevor Karl mit seiner Karriere fertig sei. Eine Liebschaft wollt ihr aber auch nicht haben. Sei doch vernünftig, Martha! Du und deine Schwester, ihr werdet alte Jungfern bei diesen Ideen des Vaters! Nein, nein! Ich will Klarheit! Ich habe dich von Herzen lieb, Martha. Ich will dich heiraten und zwar möglichst bald; denn das liegt in meinem, in unserem Interesse. Ich bekomme leichter eine selbständige und besser bezahlte Stellung hier im Bergrevier, wenn ich verheiratet bin; denn ein Verheirateter bietet als Kassenbeamter mehr Garantien als ein Lediger. So werde ich denn im Laufe dieser Woche zu deinem Vater gehen und um dich anhalten. Ich werde mit deinem Vater, wenn es nötig ist, ganz deutlich und energisch sprechen. Du brauchst kein ängstliches Gesicht zu machen. Wir Männer verstehen uns leichter und besser, als ihr Frauen glaubt. Und nun komm zum Tanzplatz zurück. Man vermißt uns sonst, und du hast womöglich Unannehmlichkeiten."

Als das Paar um die Ecke des Holzplatzes kam, sah Martha ihre Schwester Emma vor sich.

„Wo steckt ihr denn so lange?" fragte Emma. „Der Vater hat schon fünfmal nach dir gefragt und mich ausgeschickt, um dich zu suchen!"

Martha sah etwas verlegen aus und sagte:

„Herr Gasda hat mir etwas von seinen Eltern erzählt, und wir sind langsam um den Holzplatz herumgegangen. Wo warst du denn?"

„Ich war auf dem Tanzpodium hinter dem Maschinenhause," erklärte Emma, „bei den Eltern."

„Und habe mit Steiger Marxdorf getanzt," setzte Gasda schalkhaft hinzu.

Emma sah ihn lustig an und sagte:

„Gewiß habe ich mit Steiger Marxdorf getanzt. Er hatte dort die Aufsicht auf dem Podium, und jetzt verteilt er Wurst und Semmel unter die Arbeiter. Was weiter, wenn ich mit Steiger Marxdorf getanzt habe? Ist das verboten?"

„Das nicht", erwiderte Gasda, „aber man hat so seine Gedanken!"

„Gedanken sind frei!" erklärte Emma lachend. Dann sprang sie davon, um dem Vater mitzuteilen, daß sie die Schwester gefunden habe.

Es gab wohl kaum ein unähnlicheres Schwesterpaar als Martha und Emma. Schön waren beide Mädchen. Emma war eine reine Blondine, während Martha eine Brünette war, aber während auf dem Gesicht und über dem ganzen Wesen Marthas ein Zug von Ernst, ja fast von Melancholie lag, blitzte aus den Augen, lachte aus den Mundwinkeln Emmas Uebermut und Heiterkeit. Dieses Mädchen war ein glückseliges Geschöpf, das nicht nur selbst immer lustig und froh war, sondern auch überall Heiterkeit und Frohsinn verbreitete, wohin sie kam.

Gasda sah ihr nach, während er stumm neben Martha einherschritt.

„Willst du mitkommen bis zu den Eltern?" fragte Martha etwas ängstlich den Geliebten.

„Warum nicht?" fragte Gasda zurück. „Sie sollen doch wissen, mit wem du zusammen warst. Ich bin heute in der Stimmung. Es kommt mir nicht darauf an, deinem Vater heute noch zu gestehen, daß ich dich liebe, und daß wir uns heiraten wollen. Fürchte dich nur nicht, Martha! Die Sache wird ganz anders ablaufen, als du denkst, aber ihr seid zu Haus so total verschüchtert. Emma scheint sich ja nicht so viel daraus zu machen; aber deine Mutter und du, ihr seid die förmlichen Sklaven des Vaters. Das weiß alle Welt. Man redet ja auch darüber, wie streng euch der Vater hält. Er gilt überall für einen Tyrannen!"

„Nein, der Vater ist sehr gut, sehr streng, aber sehr gerecht, und wir können ihm nur dankbar sein, daß er uns so streng erzogen hat."

Gasda zuckte mit einem Ausdruck des Zweifels im Gesicht die Achseln.

„Weder du noch deine Schwester, glaube ich, haben eine strenge Erziehung nötig gehabt,

und deine Mutter erst recht nicht. Aber nun still! Wir kommen an das Tanzpodium. Nun sieh nur einmal hin, Martha, tanzt nicht dein Vater mit deiner Mutter? Dann ist er gewiß guter Laune!"

„Verdirb sie ihm nicht; wir leiden sonst alle darunter!"

„Sei unbesorgt," sagte noch einmal Gasda. Dann aber bestieg er das Podium und fing ohne weiteres an, mit Martha zu tanzen. Auch Emma brauchte nicht allzu lange auf einen Tänzer zu warten. Der Steiger Marxdorf kam mit einer Geschwindigkeit, infolge welcher ihm der ungewohnte Degen, den er an der linken Seite trug, immer wieder zwischen die Beine kam, weil diese Beine nicht an die Nachbarschaft eines Degens gewöhnt waren, herbei, und, militärisch an den goldbordierten und mit schwarz-weißem Federbusch versehenen Schachthut greifend, sagte er zu Emma:

„Da bin ich wieder, mein liebes Fräulein. Ich habe Wurst und Semmel an das Volk verteilt, und die Sache ist sehr schnell gegangen. Darf ich noch um ein Tänzchen bitten?"

„Nun, meinetwegen," erklärte Emma, indem sie den jugendlichen Beamten schelmisch ansah, „aber dann tanzen Sie nicht mehr mit mir, sondern mit meiner Schwester!"

Das freundliche, frische, mit einem kurzen, blonden Backenbart und Schnurrbart versehene Gesicht des Steigers wurde sehr ernst.

„Und warum denn nicht, liebstes Fräulein?"

„Weil ich nicht will, daß ich bei den Leuten in das Gerede komme," antwortete Emma sehr energisch. „Jetzt haben sie eine halbe Stunde mit mir drüben auf dem Podium getanzt, und wenn sie jetzt hier wieder nur mit mir allein tanzen, gibt es für alle Klatschschwestern und Klatschbrüder Stoff zu allerlei Gerede. Also unseren letzten Tanz! Sie werden dann so wie so wieder bald Dienst haben!"

„Schrecklich!" sagte Marxdorf mit komischer Verzweiflung, „schrecklich! Und ich habe mich so darauf gefreut, mit ihnen noch mindestens eine Stunde zu tanzen."

„Daraus wird nichts!" entgegnete Emma.

Dann trat sie mit Marxdorf zum Tanze an. Nach ungefähr zehn Minuten erklärte sie ihrem Tänzer, daß es nunmehr genug sei, und daß sie aufhören wolle; aber Marxdorf schien in eine Art von Raserei oder Taumel gekommen. Er tanzte immer weiter und wagte es sogar, Emma zuzuflüstern:

„Könnte ich doch ewig so mit ihnen tanzen, Fräulein Emma!" worauf Emma sich energisch von ihm losmachte und sagte:

„Ich danke schön, Herr Marxdorf, dann würde ich wahrscheinlich immer an Schwindel und Kopfschmerzen leiden wie jetzt. Nun ist es genug! Ich sehe schon, daß mein Vater ein sehr ernstes Gesicht macht, und ich bin überzeugt, er macht mir Vorwürfe wegen meines langen Tanzens, das er für ungesund hält."

Beide traten zu der Gruppe, die aus Emmas Eltern und Schwester sowie Herrn Gasda bestand, und gerade gedachte Marxdorf sich von Siegner eine umfassende Tanzerlaubnis betreffs Emmas zu erwirken, als ein Oberhäuer herankam und ihm mitteilte, der Bergrat wünsche ihn wegen des Feuerwerks, das abends abgebrannt werden sollte, zu sprechen.

Marxdorf folgte mit Geschwindigkeit dem erhaltenen Befehle und entfernte sich rasch. Gasda begleitete ihn.

„Ich denke, wir gehen jetzt zum Abendbrot," erklärte Siegner. „Da drüben in dem großen Zelt finden wir ein Büfett, das für die Beamten bestimmt ist, die nicht beim Bergrat am Tische sitzen. Ich verspüre Hunger; es ist ja auch die gewohnte Essenszeit."

Widerspruchslos, wie Mutter und Töchter das gewöhnt waren, fügten sie sich der Anordnung des Familienoberhauptes, und langsam begaben sich die vier Personen nach dem Büfett-Zelt. Kurz vor demselben begegneten sie einer auffallend reich gekleideten Dame, deren Kleidung, Ohren und Finger von Brillanten strahlten. Neben ihr schritt in einfacher, weißer Kleidung ein ungefähr zwanzig Jahre altes Mädchen. Siegner zog seine Uniformmütze tief vor der Dame und vergaß nicht, ihr ein geradezu devotes: „Glück auf! Frau Oberschichtmeister!" zuzurufen.

Frau Siegner knixte, als begegne sie einer Fürstin, und auch die Mädchen machten den vorschriftsmäßigen Knix vor der hohen Dame, welche die Frau des ersten Rechnungsbeamten des gesamten Bergwerkes, des Oberschichtmeisters Kornke, war. Die neben der Mutter schreitende Helene hatte nicht das stolze Aussehen ihrer mit Brillanten beladenen Mutter. Sie nickte Siegner und seiner Frau freundlich zu, und die Mädchen grüßte sie mit dem Zuruf:

„Guten Tag, Martha! Guten Tag, Emma! Ihr habt viel getanzt, ich habe es gesehen!"

Dann ging sie weiter, anscheinend einem Zwange gehorchend; denn sie wäre am liebsten stehen geblieben, um sich mit den Jugendfreundinnen auszuplaudern.

Eine darauf bezügliche Bemerkung machte Emma zu Martha, im Flüsterton, als sie jetzt hinter ihrem Vater herschritten:

„Ich weiß bestimmt," sagte Emma, „Helene wäre stehen geblieben, um ein wenig mit uns zu plaudern; aber die Mutter kennt sich ja vor Stolz nicht aus. Ich weiß nicht, was aus der Frau noch einmal werden soll! Hochmut kommt vor dem Fall."

(Fortsetzung folgt)



Georg Kardinal Kopp

Von Geheimem Regierungs- und Konsistorial-Rat D i t t r i c h in Breslau

Georg Kardinal Kopp, der Fürstbischof von Breslau, vollendet am 20. Oktober dieses Jahres ein Vierteljahrhundert seiner Regierung des Breslauer Bistums. Am 25. Juli konnte er auf 75 Jahre eines gottbegnadeten Lebens und am 28. August auf 50 Jahre reichgesegneten Priestertums zurückblicken. Aus Anlaß dieser dreifachen Jubelfeier sei im Nachstehenden ein kurzer Ueberblick seines Lebens und Wirkens, besonders in unserer Heimatprovinz, gegeben.

Am 25. Juli 1837 wurde Georg Kopp als zweites Kind des wenig bemittelten, allseits aber hochgeachteten Bürgerpaares Georg Kopp und Wilhelmine, geb. Oppermann, in Duderstadt, einem damals noch hannöverischen, jetzt preußischen Städtchen des Unter-Eichsfeldes geboren. In der Bürgerschule und dem Progymnasium der Vaterstadt (1849—52) erreichte der talentvolle Knabe die höchste Zufriedenheit seiner Lehrer; auch auf dem Josephsgymnasium zu Hildesheim (1852—56) wurde er wiederholt durch Preise ausgezeichnet. Nach glänzend bestandener Reifeprüfung trat der Jüngling als Telegraphenbeamter in den hannöverischen Staatsdienst und amtierte pflichttreu von 1856—58 zu Hannover und zu Neustadt am Rübenberge, sich der Wertschätzung seiner Vorgesetzten und der Achtung aller, die mit ihm in Verbindung traten, erfreuend.

Im Herbst 1858 folgte er dem Drange seines Herzens, verließ den Staatsdienst und widmete sich mit dem früheren Eifer dem Studium der Theologie, womit er einen langgehegten Wunsch seiner Eltern erfüllte. Am 28. August 1862 empfing er im Dome zu Hildesheim die Priesterweihe und in Duderstadt feierte er das erste hl. Meßopfer.

Als Schulvikar an dem Waisenhause zu Henneckenrode und dann als Kaplan in Detfurth zeigte er soviel Eifer, Tüchtigkeit und Ausdauer, daß er die Aufmerksamkeit der bischöflichen Behörde auf sich zog und 1868 nach dreijähriger Hilfsarbeitertätigkeit zum Generalvikariatsassessor in Hildesheim ernannt wurde. 1870 beförderte ihn Papst Pius IX. zum Apostolischen Notar, und ein Jahr darauf Bischof Sommerwerk, genannt Jakobi, den erst 34-Jährigen zum Domkapitular und Generalvikar. In der nun folgenden ernsten Zeit des Kulturkampfes stand Generalvikar Kopp seinem Bischof treu zur Seite und steuerte mit diesem, ruhige Besonnenheit und versöhnliche Haltung bewahrend, das Schiff des Bistums Hildesheim durch Klippen und Wogen.

Seit dem Ableben von Bischof Christoph Florentius am 14. Oktober 1873 war der bischöfliche Stuhl von Fulda verwaist. Mit Zustimmung des deutschen Kaisers und des Großherzogs von Sachsen-Weimar ernannte Papst Leo XIII. am 15. November 1881 Generalvikar Kopp zum Bischof von Fulda, woselbst seine Konsekration durch den Bischof von Hildesheim am 27. Dezember desselben

Jahres unter Teilnahme der Bischöfe von Würzburg und Trier stattfand.

Bischof Georg, begrüßt „als leuchtender Stern, der die dunkle Nacht erhellt und mitten im Winter mit Frühlingsahnen und -hoffen die Herzen erfüllt“, entfaltete in Fulda eine überaus segensreiche Ober-Hirtentätigkeit. Auch legte er solche Beweise hervorragender staatsmännischer Umsicht ab, daß er von Kaiser Wilhelm I. im Juni 1884 in den preußischen Staatsrat und im Januar 1886 als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen wurde. Seiner eifrigen Mitwirkung sind damals die den Kulturkampf mildernden Gesetze von 1883 und 1886 zu danken. Kein Wunder war es, daß sich deshalb, als Fürstbischof Herzog am 26. Dezember desselben Jahres starb, die Blicke aller auf Bischof Georg richteten. Durch päpstliches Breve vom 9. August 1887 wurde im Einverständnis mit Kaiser Wilhelm seine Versetzung auf den fürstbischöflichen Stuhl von Breslau ausgesprochen.

Bei Ueberreichung der landesherrlichen Bestätigungsurkunde wurden seine Verdienste um die Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse zwischen dem Staate und der katholischen Kirche vom Minister der geistlichen Angelegenheiten mit warmen Worten anerkannt.

Am 19. Oktober 1887 hielt Fürstbischof Georg unter großem Jubel der katholischen Einwohnerschaft seinen feierlichen Einzug in unsere altehrwürdige Bischofsstadt. Am Tage darauf fand die Inthronisation in der Domkirche statt. Von demselben Tage datiert sein erster Hirtenbrief, in dem sich folgende schöne Stelle über die Zugehörigkeit zu seiner nunmehrigen Heimat Schlesien findet: „In der Stunde, in der ich in Eure Mitte trete, höre ich sofort auf, für Euch ein Fremder zu sein. . . Von dieser Stunde an geht mir alles nahe, was Euch betrifft, sind Eure Interessen auch die meinigen, fühle ich Eure Freuden und Leiden mit.“

Bald nach den Einzugsfeierlichkeiten begann die segensreiche Tätigkeit des neuen Oberhirten für das Heil der großen, damals schon mehr als zwei Millionen Seelen umfassenden Diözese. Er unternahm zahlreiche Visitationsreisen und — ohne Rücksicht auf Witterung und Körperkräfte — alljährlich anstrengende Firmungsreisen. Groß ist die Zahl der Kirchen, die während seiner Regierung mit seiner Beihilfe gebaut wurden. Die meisten dieser Kirchen weihte er selbst ein. Zur Hebung der Seelsorge wurde die Teilung übergroßer Pfarreien und die Errichtung neuer in die Wege geleitet. Es wurden Erzpriester-Konferenzen abgehalten; dreimal versammelte Fürstbischof Georg sämtliche Erzpriester des Bistums, um mit ihnen die kirchlichen Angelegenheiten zu beraten. Den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung tragend, wurden durch Reglements nach den Gesetzen die Pfarrgehälter und Alterszulagen, sowie die Pensionsverhältnisse der Geistlichen geordnet. Die Anlegung von Pfarrarchiven, soweit sie nicht schon vorhanden waren, wurde angeordnet. Weitgehende Förderung erfuhr auch der Bonifatiusverein, der den Zweck hat, die in der Diaspora zerstreut lebenden Katholiken inbezug auf Seelsorge und Schule zu unterstützen. Angesichts des großen Priestermangels in der Diözese und der weiten Diaspora lag dem Fürstbischof die Heranbildung eines frommen Priesternachwuchses besonders am Herzen. Neben der Gründung von Knabenseminaren für arme Gymnasiasten in Glogau und Gleiwitz 1893, sowie dem Neubau in Neisse wurde durch Vollendung des Breslauer Konviktneubaues (1895) das von ihm lang ersehnte Ziel erreicht, allen Theologiestudierenden der Diözese „ein Heim zu bieten, in welchem dieselben nicht allein geeignete körperliche Pflege finden, sondern auch mehr und mehr in den Geist ihres ernsten und wichtigen künftigen Berufes eingeführt werden sollen.“ Es wurde demnach angeordnet, daß alle Angehörigen der Diözese, welche sich dem Studium der Theologie widmen wollen, vom Beginn desselben ab ihren Aufenthalt im theologischen Konvikt zu Breslau zu nehmen haben. Bei den Prüfungen der Theologiestudierenden pflegt Fürstbischof Georg den Vorsitz zu führen. Zur eigenen Förderung und geistigen Erneuerung wurde den Priestern die Teilnahme an geistlichen Uebungen von drei zu drei Jahren zur Pflicht gemacht.

Neben der Sorge für den Priesterstand richtete Fürstbischof Georg sein Hauptaugenmerk auf die Erziehung der Jugend. Schon sein erster Hirtenbrief enthält die rührend bedeutungsvollen Worte: „Euch allen bin ich jetzt Schuldner geworden: den Kindern, die ich wie den Augapfel hüten und für die ich meine Mitbrüder begeistern soll, allen Einfluß, der ihnen möglich ist, den Kinderseelen zuzuwenden . . .“ Mit möglichstem Nachdruck trat Fürstbischof Georg für den Religionsunterricht der katholischen Kinder in gemischten Schulen, in gewerblichen Fortbildungsschulen, sowie für den polnischen Religions- und Kommunionunterricht der polnischen Kinder ein. Am 20. Dezember 1888 ordnete er die Einführung des neuen Diözesankatechismus' an. Um den Religionsunterricht recht erfolgreich zu gestalten, wurden Kommissare für die Religionsprüfungen sowohl an Gymnasien, als auch an anderen höheren Schulen ernannt und für die Kapläne pädagogische Kurse an den

Schullehrer-Seminaren vermittelt, sowie die erzpriesterliche Religionsprüfung bei Gelegenheit der Kirchenvisitationen nachdrücklich empfohlen. Namentlich verteidigte Fürstbischof Georg auch in der Herrenhaussitzung vom 3. Juli 1906 den Schutz der konfessionellen Minderheiten in den Schulen durch das Schul-Dotationsgesetz.

Besonders segensreich entfaltete sich die Tätigkeit des Fürstbischofs Georg auf sozialem Gebiete. Von großem Erfolge begleitet waren seine Erlasse betreffs der Gründung der katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine. Soziale Fürsorge wurde ferner geübt in zahlreichen Jugend- und kaufmännischen Vereinen, sowie durch Vorträge für katholische Rekruten. Zur möglichsten Förderung der religiössittlichen Fürsorge besonders der polnisch redenden, katholischen Sachsengänger, die im Westen Arbeit suchen, wurde der Isidorverein gegründet und für minderbegabte, schulentlassene Mädchen der Clemensverein. 1899 wurden die katholischen Bahnmissionen zu Breslau und Berlin ins Leben gerufen, die den Zweck haben, zugereisten Mädchen Rat und, wenn nötig, Obdach zu gewähren. In Kattern wurde eine Zweigniederlassung der „Frauen vom guten Hirten" errichtet, um sittlich gefährdeten Mädchen Stütze und Halt zu bieten, und in Breslau das katholische Fürsorgeheim für Frauen und Mädchen, außerdem der Elisabeth-Nähverein für Arbeitsvermittlung. Neu geordnet und wiederholt empfohlen wurden die Mäßigkeits-Bruderschaften. Durch Gründung des Kreuzbündnisses für Trinker suchte Fürstbischof Georg der Trunksucht zu steuern. Dank seiner Fürsorge wurden Gottesdienste für Oderschiffer und Taubstumme organisiert, sowie Kurse zur Erlernung der Zeichensprache für Geistliche eingerichtet. In Beuthen O.-S. und Namslau wurden Krüppelheime erbaut.

phot. F. Fuhrmann in Jauernig

Kardinal Kopp bei der Feier der hl. Messe in der Pfarrkirche zu Johannisberg-Jauernig am 28. Aug. 1912, dem Tage seines goldenen Priester-Jubiläums

In großzügiger Weise wurden die charitativen Veranstaltungen gepflegt, sowie den wachsenden Anforderungen der Zeit entsprechend verbessert. Es entstanden auf seine Anregung hin zahlreiche Krankenhäuser und Wohltätigkeitsanstalten, zu denen er vielfach ansehnliche Zuschüsse gewährte; so in Breslau der Neubau des Elisabethinerinnen-Krankenhauses, das Georgs-Krankenhaus, das Carolusstift der Barmherzigen Schwestern und das Novizenhaus der Grauen Schwestern. Auch auf die Ausbildung weltlicher Krankenpflegerinnen wirkte der hohe Kirchenfürst hin und förderte deren Niederlassung. Seiner Anregung sind die Gründung des Charitassekretariates und des Diözesancharitasverbandes zu verdanken, der ein Zweig des in Freiburg i. B. bestehenden „Charitasverbandes für das katholische Deutschland" ist. Eifrige Förderung erfuhr auch der wohltätige Vinzenzverein; Fürstbischof Georg besucht alljährlich im Dezember die Generalversammlungen des Vereins, wobei er stets eine zu weiteren Arbeiten begeisternde Ansprache hält.

Auch auf Wissenschaft und Kunst erstreckt sich das Mäcenatentum des Kirchenfürsten. Aus der Fülle des Erwähnenswerten sei daran erinnert, daß er 1890 von Sr. Majestät zu den Konferenzen für die Reform des höheren Unterrichts zugezogen wurde, die von dem Kaiser selbst eröffnet und geschlossen wurden. Ferner sei der namhaften Beiträge gedacht, die er zu der Kehr'schen Herausgabe der päpstlichen Urkunden, sowie zu dem Wilpert'schen großen Katakombenwerke spendete und der Archidiakonats-Visitationsberichte von 1579 ab, deren Druckkosten er trug. Für das Werk über die schlesische Goldschmiede-

kunst stiftete er 10 000 Mark. Das Schlesische Diözesanmuseum und -Archiv, das er aus eigener Entschließung und auf eigene Kosten erbaut hat, öffnete der Gelehrtenwelt auf sein Geheiß die Pforten. Die Gesellschaft für Vaterländische Kultur erhielt zum Bau ihres Heims ein namhaftes Kapital.

Auf Anordnung Sr. Eminenz und mit außerordentlicher Beihilfe von seiner Seite wurde schließlich auch das große Werk der Wiederherstellung der Domtürme in Angriff genommen und soweit fortgeführt, daß ein endgültiger Auftrag für die Vollendung der beiden Türme erteilt werden konnte und daher nach erfolgter Sicherstellung der freigebig gespendeten Mittel ein ruhmreiches Ende des großartigen Baues zu erhoffen ist.

Neben der Verwaltung der großen Diözese, die an sich schon die volle Arbeitskraft eines Bischofs in Anspruch nimmt, fand er noch Zeit und Kraft, über jene Grenzen hinaus eine reiche Tätigkeit zu entfalten.

An den jährlichen und außerordentlichen Bischofsversammlungen in Fulda, Wien, Köln nahm er teil und wurde wiederholt zum Vorsitzenden gewählt, dem zugleich die Vorbereitung und Ausführung der Beschlüsse oblag. Nach dem Tode Leos XIII. nahm er in Rom an dem Konklave für die Papstwahl teil. Auch besuchte er die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, sowie die Eucharistischen Kongresse in Köln 1909 und in Wien 1912.

Auf Kaiserliche Einladung nahm er 1890 an der in Berlin tagenden internationalen Konferenz für den Arbeiterschutz teil, in der er zum Vorsitzenden einiger Ausschüsse gewählt wurde. Zu den Sitzungen des Herrenhauses erschien er, so oft es sich um kirchliche und katholische Schulangelegenheiten handelte. Hier griff er, freimütig seiner Ueberzeugung Ausdruck gebend, oft führend und vermittelnd in die Debatte ein.

In dem Landtage von Oesterreich-Schlesien leitete er oft in vielwöchigen Sitzungen als Landeshauptmann-Stellvertreter die Verhandlungen.

Darf es uns wunder nehmen, wenn ein Kirchenfürst von so hohen Verdiensten die gerechte Würdigung von seiten der höchsten Machthaber in Kirche und Staat erfuhr?

Im Geh. Konsistorium vom 16. Januar 1893 wurde Fürstbischof Kopp zum Kardinalpriester ernannt und erhielt damit die höchste Auszeichnung, die einem Kirchenfürsten zu teil werden kann. Zugleich wurde ihm die Titelkirche San Agnese fuori le mura verliehen.

Ebenso gewürdigt und anerkannt wird der hohe Kirchenfürst durch die weltliche Obrigkeit. Kaiser Wilhelm II. zeichnete ihn durch vielfache Beweise seiner Hochschätzung aus. Nach vielen anderen Orden früherer Jahre überreichte er ihm in Breslau 1906 bei dem Empfange im Schloß am 6. September den hohen Orden vom Schwarzen Adler. Kardinal von Kopp nahm an der Vermählung des deutschen Kronprinzen mit Cäcilie Herzogin von Mecklenburg teil und hatte wiederholt die Ehre, Sr. Majestät als Gast bei sich begrüßen zu dürfen. Durch ein huldvolles Glückwunsch-Telegramm nebst einer kostbaren Bronzebüste Sr. Majestät wurde er am 28. August, dem Tage seines 50jährigen Priester-Jubelfestes, ausgezeichnet.

Wie der Kaiser selbst, zeigte sich auch die kaiserliche Familie Sr. Eminenz zugetan. Im September 1911 (auch 1912) weilte der Kronprinz als Jagdgast auf Schloß Johannesberg, wo er einen Kapitalshirsch erlegte, dessen Geweih 18 Pfund wog. Jenem Ereignis widmete er in den interessanten Aufzeichnungen: „Aus meinem Jagdtagebuch“ ein eigenes Kapitel, in dem sich die Worte finden: „Ich habe mich über wenige Hirsche in meinem Leben so gefreut, als über diesen Hirsch im Revier des Kardinals.“

Kaiser Franz Joseph verlieh dem Fürstbischof am 15. November 1887 die Würde eines Geheimrats und später in Anerkennung seiner Verdienste um den österreichischen Anteil des Bistums das Großkreuz des k. k. Stephansordens und die k. k. österreichische eiserne Krone 1. Klasse. Der Fürst-Großmeister des souveränen Malteser-Ordens verlieh ihm die Würde eines Protektors, Ehrenbaillis und Großkreuzritters.

Auch die Universitäten würdigten seine Verdienste; so die theologische Fakultät in Münster 1887 durch Verleihung des Ehrendoktors der Theologie und die Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau, gelegentlich ihrer Jahrhundertfeier am 2. August 1911, durch Ernennung zum Dr. jur.

Neben aller Verstandesschärfe und staatsmännischen Weisheit besitzt Kardinal Kopp ein tiefes Gemüt, welches sich in der Liebe zu Eltern, Geschwistern und seiner Vaterstadt ausspricht. Selbstlos und einfach, weiß er doch, wo es geboten ist, glänzend zu repräsentieren und die Würde seiner hohen Stellung zu wahren. In Königstreue und Vaterlandsliebe ist er ein leuchtendes Vorbild. Ein goldenes Herz offenbart sich in der aufopfernden Hilfsbereitschaft für Anderer Trübsal und Not. Seine unerschöpfliche Mildtätigkeit verrät der Ausspruch an einen seiner Armenpfleger: „Geben Sie nicht zu wenig.“ Seine Hirtenbriefe, Reden und Ansprachen bergen eine Fülle tiefer Gedanken in edel vollendeter Form, Frieden verkündend

und zu Friedfertigkeit mahnend. Sein Interesse und sein Entgegenkommen auch für Personen und Zwecke anderer Bekenntnisse ist rühmlichst bekannt. Frommes Gottvertrauen und bewundernswerten Heldenmut bewies Se. Eminenz in den Krankheiten der letzten Jahre. In diesen schweren Tagen konnte man die Liebe und Verehrung, die er bei allen ohne Unterschied der Konfession besitzt, deutlich erkennen. Nach vielen Wochen banger Sorge überwand der Kirchenfürst die tückische Krankheit des letzten Sommers, und seitdem kann er sich wieder in alter Kraft seiner weitumfassenden Tätigkeit widmen. Möge er noch viele Jahre wirken zum Heile seiner Kirche und des Vaterlandes!

Von Breslaus Straßen und ihren Namen

Von Professor Dr. H. Wendt in Breslau

Den Adern, in denen das Leben einer Stadt pulsiert, ihren Straßen und Plätzen, prägen sich im Laufe der Jahrhunderte die wesentlichen Züge der städtischen Entwicklung unauslöschlich ein. Die Länge und Breite der Straßen, ihre gerade oder krumme Gestalt, ihre Namen, die Beschaffenheit der anliegenden Gebäude, in alledem findet der geschärfte Blick bedeutsame Hinweise auf das städtische Leben näherer oder fernerer Vergangenheit. Um die Sprache dieser Zeugen der Vorzeit verstehen zu lernen, darf man sich nicht auf den eigenen Heimatsort beschränken. Auch hier gibt vergleichende Betrachtung über vieles Aufschluß, was, vereinzelt angesehen, unerklärbar schien. Ein Rückblick auf die Geschichte der Breslauer Straßen und ihrer Namen wird daher auch außerhalb unsrer Provinzhauptstadt jedem, der dem Städtewesen seiner Heimat geschichtliches Interesse entgegenbringt, willkommen sein.

In dem wahrhaft grundlegenden Buche „Die Straßen Breslaus nach ihrer Geschichte und ihren Namen"*) hat Hermann Markgraf nicht nur alle Gebiete der Breslauer Stadtgeschichte im Spiegel der räumlichen Entwicklung neu beleuchtet, sondern auch allgemein wertvolle, im besten Sinne des Wortes kulturgeschichtliche Ergebnisse gewonnen. Aber selbst das musterhaft gründliche, auf zwanzigjähriger Sammelarbeit beruhende Buch Markgrafs vermochte nicht, alle einschlägigen Quellen restlos zu erschöpfen. Da in jeder Urkunde, jedem Aktenstücke, wo man es garnicht vermutet, wichtige Ortsangaben enthalten sein können, ist bei Arbeiten dieser Art unbedingte, abschließende Vollständigkeit unerreichbar. Fertig werden solche Bücher eigentlich nie. Wir sehen ganz ab von den durch das Wachstum der Stadt jährlich hinzutretenden neuen Straßen. Aber auch über die 1896 schon vorhandenen Straßen haben seitdem Markgraf selbst und andre mancherlei neue Aufschlüsse zutage gefördert. Verschiedene seinerzeit von Markgraf noch nicht durchgesehene Stadtbücherreihen des Stadtarchivs, namentlich die Grundbücher der Vorstädte, sodann die Quellenschätze des Königlichen Staatsarchivs haben wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen geboten. Gymnasialdirektor Professor Feit bei seinen Arbeiten über Breslauer Häusernamen und seinen sittengeschichtlichen Forschungen, Professor Schoenaich bei seiner Untersuchung über die Stadtbefestigung, Dr. Reichert bei seiner Erforschung der deutschen Familiennamen im mittelalterlichen Breslau haben die Geschichte der Straßen und Straßennamen mehrfach gestreift und neue Ergebnisse gewonnen.

Was auf diese Weise seit dem Erscheinen des Markgrafschen Straßenbuchs neu ermittelt worden ist, werde in der Form eines Rundgangs durch die innere Stadt und die Vorstädte berichtet, und zwar beginnen wir die Wanderung an einer Stelle, die den Wandel vom Einst zum Jetzt besonders deutlich erkennen läßt.

Die Graupenstraße, heute eine der für den Geschäftsverkehr und das geistige Leben Breslaus wichtigsten Straßen der inneren Stadt, war bis vor 6—7 Jahrzehnten eine unbedeutende Sackgasse, die an der Stadtmauer, später am Stadtgraben, endete. Ursprünglich entstanden durch die Parzellierung eines großen Grundstücks und deshalb lange als „Hartuschs Hofestatt" bezeichnet, erhielt sie erst im 16. Jahrhundert einen eigentlichen Straßennamen, blieb aber noch immer ein von kleinen Leuten bewohntes, unsauberes, berüchtigtes Winkelgäßchen. Auch als vor 100 Jahren die Stadtmauer gefallen war, entwickelte sich die Graupenstraße äußerst langsam. An der Stelle des jetzigen Kunstgewerbemuseums lag noch 30 Jahre lang das sogenannte „Graupenloch", ein unausgefüllter Rest eines früheren Wallgrabens, eine Ablagerungsstätte für Straßenkot, Schmutz

*) Breslau, E. Morgenstern 1896 (Mitteilungen a. d. Stadtarchiv usw. Band 2).



Der Karlsplatz in Breslau um das Jahr 1730
Stich von M. Steidlin nach einer Zeichnung von F. B. Werner

und Abfälle der ganzen Umgegend, ein Schandfleck für die benachbarte Promenade. Unablässig drängten die Regierungs- und die Militärbehörden die Stadt, das Gelände zur Vergrößerung des anstoßenden Exerzierplatzes abzutreten, oder doch wenigstens die besonders im Sommer lästige Grube zu beseitigen. Immer wieder hielt man der Stadt vor, wie mißliebig sich der König bei gelegentlichen Besuchen in Breslau über diese leidige Nachbarschaft seines Schlosses ausgesprochen habe. Aber der Plan zur Vergrößerung des Exerzierplatzes bis an die Graupenstraße scheiterte, und das Graupenloch hatte, dank dem Trägheitsgesetze, ein zähes Leben. Bald fehlte es, nach der Versicherung des Magistrats, an Material zum Zuschütten der Grube, bald an Gespannen und Arbeitern. Als der König 1835 nach Breslau kam, verfiel man darauf, die Grube, damit sie „einen besseren Anblick gewähre“, mit Gerste zu besäen. Erst 1838/39 war die Ausfüllung der Grube mit Sand und Bauschutt endlich erreicht.

Inzwischen hatten private Unternehmer, darunter der spätere Begründer des „Wintergartens“, Joseph Kroll, die verschiedensten Pläne zur Verwendung des Geländes ausgeheckt. Bald sollten ein Theater, eine Reitbahn, ein Zirkus oder ein „Konzert- und Redoutensaal,“ bald ein Wohnhaus oder Wollremisen an der Stelle des Graupenlochs erstehen. Aber nach langem Schwanken beschlossen die städtischen Behörden, den Platz nicht zu verkaufen, sondern für öffentliche Zwecke verfügbar zu halten. Und schließlich fand sich auch eine würdige Verwendung. Im Jahre 1843 trat die Stadt das Gelände zwischen Exerzierplatz und Graupenstraße an die schlesischen Provinzialstände zum Bau eines Ständehauses ab. Mit der Errichtung des Ständehauses kam nun endlich für die Graupenstraße eine neue Zeit. Sie hörte auf, Sackgasse zu sein; um 1845 legte man einen Fußgängersteig, 1864 eine befahrbare Brücke über den Stadtgraben. Das Ständehaus wurde nicht nur Sitz der Provinzialverwaltung; es bot zeitweilig auch dem Provinzialarchiv, dem heutigen Staatsarchiv, ein Heim. Vor 13 Jahren wurde das frühere Ständehaus zum Mittelpunkt der Altertumsforschung und der Kunstgewerbepflege unsrer Provinz. Gegenüber dem Museum erhebt sich seit 1866 der Brennpunkt des Breslauer Geschäftslebens, die Börse. Aus der engen „Hofestatt“ ist seit der Durchführung der neuen Fluchtlinie eine breite Verkehrsader geworden. Hier kann man wirklich sagen: „Tempora mutantur!“

Bei der benachbarten Karlsstraße ist die Breslauer Straßen- und Straßennamenforschung genötigt, einen Kriminalfall zu untersuchen, nämlich die von Markgraf im „Straßenbuche“ gegen den ca. 1730—40 schreibenden Chronisten Daniel Gomolcke erhobene Anklage auf leichtfertige Erfindung und willkürliche Verdrehung mehrerer Breslauer Straßen- und Ortsnamen. Gomolcke habe, meint Markgraf, für die früher „Ueber der Ohlau“ genannte Straße den Namen Karlsstraße aufgebracht,



Die seit 1892 abgetragene Garküche auf dem Neumarkt in Breslau

weil er sich einbildete, daß Kaiser Karl IV. sie und ihre Nachbarstraßen angelegt habe. Ebenso habe Gomolcke den alten, richtigen Namen Morgenau in „Marienau“ verdreht. Er habe den Straßennamen Engelsburg auf ein gleichnamiges Haus zurückgeführt, das es nie gegeben habe. Er habe ferner aus Rabbinergässel (dem alten Namen des Ostteils des Universitätsplatzes) „Rebhühnergässel“ gemacht, aus Seidenbeutel das unsinnige „Seitenbeutel“ und aus dem Kretschamhause „alter Stock“, (Ohlauerstraße 23), das nach einem früheren städtischen Stockhause benannt war, das ganz ungeschichtliche „Weinstock“. Vier dieser Anklagepunkte sind nicht aufrecht zu erhalten. Ein Haus „die Engelsburg“ hat Markgraf selbst später für das Jahr 1588 festgestellt. Auch die Formen Rebhühnergässel, Seitenbeutel und Weinstock sind inzwischen aus der Zeit vor Gomolcke ermittelt worden. Bestehen bleibt dagegen der Verdacht bei den Namen Marienau und Karlsstraße, die auch jetzt noch nicht früher als bei Gomolcke nachzuweisen sind.

Sind hier immerhin noch Zweifel möglich, so ist jetzt eine andere große Seeschlange der Breslauer Namensforschung, der Streit um den Namen des am Karlsplatz gelegenen Pockoyhofs, endlich aus der Welt geschafft. Man erklärte den seltsamen Namen als „Packhof“ der polnisch-jüdischen Händler, leitete ihn her vom polnischen pokoj = Ruhe, Frieden, von der galizischen Landschaft Pokutien und schließlich auch von den niederländischen Grafen Buquoy, die, wie ohne jeden Beweis behauptet wurde, das Haus früher besessen hätten. Nunmehr hat sich durch glückliche Zufälle ermitteln lassen, daß wirklich ein früherer Besitzer dem Hause den Namen gegeben hat, aber nicht die fabelhaften Grafen Buquoy, sondern ein sonst unbekannter, schlichtbürgerlicher Bartel Bockaw, der um 1550 das bis dahin „Mückenschmalz-Hof“ benannte Grundstück erwarb.

Auch die im „Straßenbuche“ aufgeworfene Frage, wie lange der Roßmarkt als städtischer Pferdemarkt gedient hat, läßt sich jetzt beantworten. Am 12. September 1549 ließ der Rat öffentlich ausrufen: da man bisher zur Zeit der Pferdemärkte auf dem Roßmarkt „großen Gedrank gespüret habe, also das nymand vor Gedrank der Roß aus noch ein gekonnt“, sollten die Märkte künftig auf dem Schweidnitzer Anger, in der Gegend des heutigen Tauentzienplatzes, stattfinden. Hier wurden die Pferde- und anderen Viehmärkte abgehalten, bis sie

Ende des 18. Jahrhunderts nach dem Norden, auf den Roßplatz, übersiedelten.

Wenden wir uns vom Roßmarkt durch die unlängst zur „Krullstraße“ umgetauften „Hinterhäuser“ nach der Reuschestraße und ihren Nebenstraßen, so hat der bei Markgraf noch unerklärte Name der Neuen-Weltgasse, „Claußgraben“, jetzt eine sichere Erklärung gefunden. Er geht nämlich zurück auf eine an der Ecke der Nikolaistraße und der Neuen-Weltgasse gelegene „Klause“, in der Geisteskranke untergebracht waren. Später wurde diese Klause in ein Nebengebäude des Allerheiligenhospitals verlegt und behielt dort noch bis ins 19. Jahrhundert hinein ihren alten Namen.

Ob bei dem oben erwähnten Häuser- und Straßennamen Engelsburg an eine biblisch-symbolische Bedeutung oder an die Engelsburg in Rom zu denken ist, erscheint zweifelhaft. Für die italienische Abstammung könnte sprechen, daß auf dem Vincenzelbing (im östlichen Teile der Odervorstadt) 1601 ein Venediggäßlein vorkommt, und daß seit dem Erscheinen des Straßenbuches zwei Römergassen ermittelt worden sind. Einmal finden wir diesen Nemen mehrfach für die Krötengasse, heute Margaretenstraße; sodann erscheint er auch für eine in der Neustadt, unweit der Breitenstraße gelegene Straße. Die Römergasse in der Neustadt, die auch „Rähmergasse“ genannt wird, dürfte allerdings eher von den Scher- oder Schaurahmen der dort ansässigen Tuchmacher, als von der Stadt Rom ihren Namen haben.

Selbst im Mittelpunkt der Stadt, auf dem von Markgraf besonders sorgfältig erforschten Ringe, hat sich seitdem ein neuer Name ermitteln lassen. Bei der Bezeichnung Garbegässel für den Durchgang von der Ecke des Rathauses und des Stadthauses durch das Häuserviertel der Ringmitte erinnert Direktor Feit jedenfalls mit Recht an das schlesische Karbe = Kümmel und an die „Karbestriezel“, die, nach Markgraf, in der jetzigen Würstelnische am Schweidnitzer Keller feilgehalten wurden.

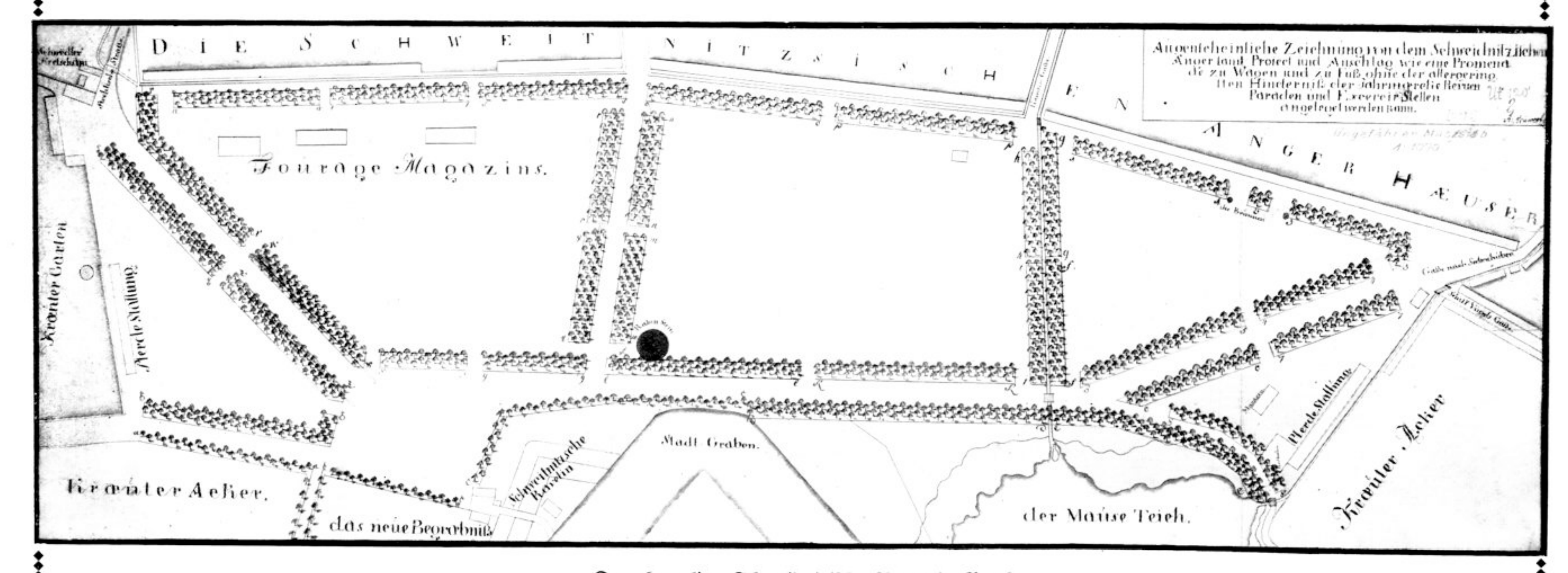
Im Nordosten der inneren Stadt ist der neuerdings festgestellte Name Rosengasse für das schmale Gäßchen zwischen Matthias- und Klarenstift ein neuer Beleg dafür, daß diese poetische Bezeichnung, die in Breslau noch dreimal vorkommt, seltsamerweise meist engen, abgelegenen, zum Teil sogar übel beleumundeten Straßen erteilt wird. Sonst sind aus jener Stadtgegend noch anzuführen die Bezeichnung Schlossergasse für die Einhorngasse, die Badergasse in der Neustadt und die schon erwähnte Römer- oder Rähmergasse. Bezüglich des Neumarkts, dessen vielseitige gewerbliche Verwendung Markgraf so anschaulich geschildert hat, sei nachgetragen, daß die den älteren Breslauern noch wohlbekannte Garküche (Bild auf S. 51), in der angeblich Messer und Gabeln der Sicherheit halber angekettet waren, bereits in Stadtrechnungen des 16. Jahrhunderts erwähnt wird. Der im Straßenbuche unerklärt gebliebene Name Hanfgasse für einen Teil des Dominikanerplatzes geht wahrscheinlich zurück auf das alte Haus zum Hanfstengel oder Hanfstengelzwinger, jetzt Ketzerberg 14.

Bezüglich der Namen Ketzerberg und Taschenberg, deren Erklärung sowohl Markgraf wie späteren Forschern viel zu schaffen gemacht hat, sei erwähnt, daß der beiden gemeinsame, zweite Bestandteil „Berg“ nicht nur in den Straßennamen vieler anderer Städte vorkommt, sondern daß auch die Weidenstraße 1329 als „platea Wydberg“ bezeichnet wird. Die städtische Geschütz- und Glockengießerei, die dem „Kanonenhofe“ an der Taschenstraße den Namen gegeben hat, bestand schon im Mittelalter; 1386 wurde dort eine Glocke für die Magdalenenkirche gegossen. Bekanntlich wurde dieses städtische „Gießhaus“ bald nach der preußischen Besitzergreifung kurzerhand für den Militärfiskus eingezogen, und das Grundstück kam erst 1883, durch Austausch gegen den Bauplatz des Regierungsgebäudes, wieder in städtischen Besitz.

Zu unsrer „Hummerei“ hat sich neuerdings in Leipzig, wo es eine „Hummelei“ gab, ein Gegenstück gefunden. Die Namenserklärung durch „Mälzerstraße“ erscheint noch immer zweifelhaft [1]). Ebenso ist der Name Pfnorrgasse für die südlichen Abschnitte der Altbüßerstraße und der Schuhbrücke noch ein ungelöstes Rätsel. Die naheliegende Ableitung des Straßennamens von dem Personennamen Pfnorr scheitert an der schon von Markgraf festgestellten Tatsache, daß der Personenname in Breslau mehr als ein Jahrhundert später erscheint als der Straßenname. Der Personenname Pfnorr läßt sich auch außerhalb Schlesiens, z. B. in Hessen und Oberbayern vereinzelt nachweisen, der Straßenname dagegen nicht. Zu der gleichfalls noch zweifelhaften Erklärung des seit 1644 vorkommenden Namens Flederwischgasse für das Marstallgäßchen sei nur darauf hinegwiesen, daß der anstoßende Teil der Schuhbrücke 1562 Besengasse genannt wird. Die auffallende Verwandtschaft beider Namen kann vielleicht zur Erklärung behilflich sein.

Verlassen wir nun die innere Stadt, und beginnen wir den Rundgang durch die Vorstädte im Osten, so haben sich in der Ohlauer-

[1]) Einen sehr beachtenswerten Versuch zur Erklärung des Namens aus der Gewerbebezeichnung der Hutmacher macht Direktor P. Feit in der Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Friedrichsgymnasiums (Breslau 1912, II, 1).



Der ehemalige Schweidnitzische Anger in Breslau
nach einer Tuschzeichnung von A. Neuwertz aus dem Jahre 1756
in der Stadtbibliothek in Breslau
(Zu dem Aufsatz: Von Breslaus Straßen und ihren Namen)

vorstadt eine ganze Anzahl neuer, allerdings ziemlich farbloser Straßennamen aus den Grundbüchern ermitteln lassen, so: Holzstraße, Holzhäuselstraße, Mittelplatz, (wohl = Mauritiusplatz), Römergasse (= Margaretenstraße), Mühlgasse, Pfarrweg, Hintergasse, Langer Steg. Außerdem lassen sich jetzt mehrere schon bekannte Oertlichkeiten weiter als im Straßenbuche zurückverfolgen, so der „Wolfswinkel“ bis 1716, der Winterhafen: „der Schlund“ (volkstümlich „Schlung“) bis 1671 oder womöglich gar bis 1359. Der Weidendamm, der „Doktorgang“, und andere Spazierwege auf den Oder- und Ohledämmen waren bereits im 17. Jahrhundert beliebt.

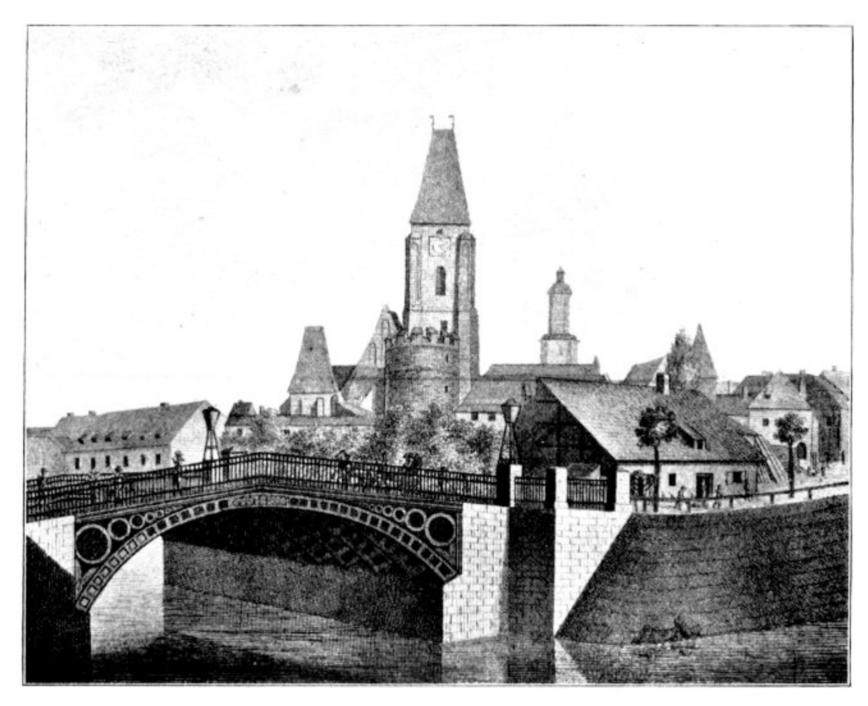
Einen weiteren Beweis dafür, daß sich Naturgefühl und Wanderlust früher, als mitunter angenommen wird, bei unsern Vorfahren entwickelt haben, liefert die Geschichte der Schweidnitzer Vorstadt. Durch einen glücklichen Zufall ist ermittelt worden, daß man schon zwei Menschenalter vor der Umwandlung unserer Festungswerke in Promenaden, in den Jahren 1755—57 auf dem Schweidnitzer Anger oder Angerplatz (zwischen Stadtgraben, der heutigen Teichstraße, Gartenstraße und dem Sonnenplatz) Spazierwege geschaffen hat. Nach einem Plane des Oberdeichinspektors Neuwertz wurden damals zwei doppelte Längsreihen und drei Querreihen von Linden und Kastanien gepflanzt. (Bild auf S. 53). Die 1551 Taler betragenden Kosten waren für das Stadtregiment jener Zeit nicht unbedeutend. Ist auch diese Angerpromenade im Siebenjährigen Kriege bald wieder zugrunde gegangen, so ist es doch eine interessante Erinnerung, daß Jerome Napoleon, als er 1807 den Tauentzienplatz zum Schmuckplatze bestimmte, den Spuren der friederizianischen Zeit, wenn auch wohl unbewußt, gefolgt ist. Sonst ist noch zur Straßengeschichte der Schweidnitzer Vorstadt nachzutragen, daß die alte Bezeichnung „Quirl“ für einen Teil des äußeren Stadtgrabens von Barrieren und Drehkreuzen, die den Wagenverkehr verhindern sollten, abgeleitet ist, und daß die Namen Neudorf- und Rotsürbenstraße zwar schon alt sind, aber früher die neue Schweidnitzer- und die Teichstraße bezeichneten.

Der Eingang zur Westvorstadt Breslaus, der Königsplatz, hat mehr „Vergangenheit“, als das Straßenbuch ihm zugesteht. Die „Königsbrücke“, die hier 1822—65 über den Stadtgraben führte, war als erste Eisenbrücke Breslaus lange eine besondere Merkwürdigkeit der Stadt. In den vierziger Jahren war der Königsplatz eine der vornehmsten Wohngegenden Breslaus, und die jetzige Stätte des Bismarckdenkmals trat als Aufstellungsplatz für das Denkmal Friedrichs des Großen zeitweilig mit dem Ringe in Wettbewerb. Die Gegend des Wachtplatzes und der Walfischgasse hieß ursprünglich „der Teich“; hier entstand 1603 der Froschkretscham, der später zum Walfischkretscham avanzierte. Die Hauptstraßen der Tschepine, Kurze- und Langegasse, sind schon 1357 und 1378 nachzuweisen. An Straßennamen sind in der Nikolaivorstadt neu ermittelt worden: Rähmgässel, Grenzgässel, Höfchenerstraße, Mochbernerstraße.

Ueber den Bürgerwerder, der nach den Grundbüchern merkwürdige Wandlungen seiner Bevölkerung und Nutzungsart erlebt hat und z. B. im 17. und 18. Jahrhundert zu den bevorzugten Gartengegenden Breslaus gehörte, kommen wir zu dem alten „Stadtelbing“, der unter städtischer Jurisdiktion stehenden Westhälfte der Odervorstadt, wo die Namen: Breitegasse, Hundsberg, Schwedenberg, Taubenhäuser, Sophienort (= Pfüllerinsel), Enteberg, Mückengasse und „hinter den drei Brücken“ dem Bestande des Straßenbuchs hinzuzufügen sind. Zur Erklärung der Namen Kummer und Sorge für zwei Grundstücke westlich des Roßplatzes ist darauf hinzuweisen, daß die Namen Sorge und Neusorge in Schlesien noch etwa 30 Mal zur Bezeichnung von Vorwerken und Kolonien gebraucht worden sind. Ländliche oder vorstädtische Neuanlagen bleiben naturgemäß immer eine Zeit lang Sorgenkinder.

Der alte Name der Wörtherstraße, Klingelgasse, wird mit Recht zurückgeführt auf eine Klingelhütte an der Matthiasstraße, in der eine Hospitalitin, die sich durch Klingeln bemerkbar machte, Gaben für das Elftausendjungfrauen-Hospital einsammelte. Auch an andern vielbegangenen Verkehrsstraßen, z. B. an der Schweidnitzer- und Klosterstraße, haben sich solche Klingelhütten feststellen lassen.

Von den aus den Grundbüchern des Vincenzelbings, der Osthälfte der Odervorstadt, neu ermittelten Straßennamen erklärt sich ein Teil ohne weiteres aus dem Gartenbau- und Landwirtschaftsbetriebe der Gegend, so Gärtnergasse, Kühtriebgasse, Stürzhübel, Dörrgässel, Rosengasse. In der Nähe des vor 100 Jahren sehr beliebten Gartenlokals „zu den vier Türmen“, dem späteren Volksgarten, lag ein Eichenwäldchen mit einem als romantisch und idyllisch gepriesenen Spazierwege. Derselbe hieß erst Poetensteig, dann zu Ehren des Philosophen Garve, der dort oft weilte, Philosophenweg (Bild auf S. 56). Die Namen Dobermannsgäßchen und Stiegelgang rühren jedenfalls von früheren Anwohnern her. In die Gegend der Waschteiche paßt die Sumpfgasse. Die Pfarrgasse führte zur Michaeliskirche, die im 16. und 17. Jahrhundert Sperlingskirche heißt, wohl



Die Königsbrücke in Breslau im Jahre 1823

weil die Schadhaftigkeit des Dachs oder der Fenster den Vögeln Einlaß bot. Unerklärt sind von Straßennamen des Vinzenzelbings die Stumme Gasse und das früher schon erwähnte Venediggäßchen.

Wenn wir unsern geschichtlichen Rundgang durch die Vorstädte in der Sand- oder Scheitniger Vorstadt beschließen wollen, so sei zunächst betont, daß Markgrafs Erklärung des Namens der Sandinsel von dem deutschen „Sand“, statt von den polnischen sąd = Gericht, inzwischen durch Vergleichsmaterial aus andern Orten noch bestätigt worden und nun wohl über allen Zweifel erhaben ist. Der im Straßenbuche unerklärt gebliebene Name Fortunabrücke für die heutige Gneisenaubrücke ist jedenfalls abgeleitet von dem seit 1699 nachweisbaren Kretscham „zur Goldnen Fortuna“, der auf einer der Bleichen lag.

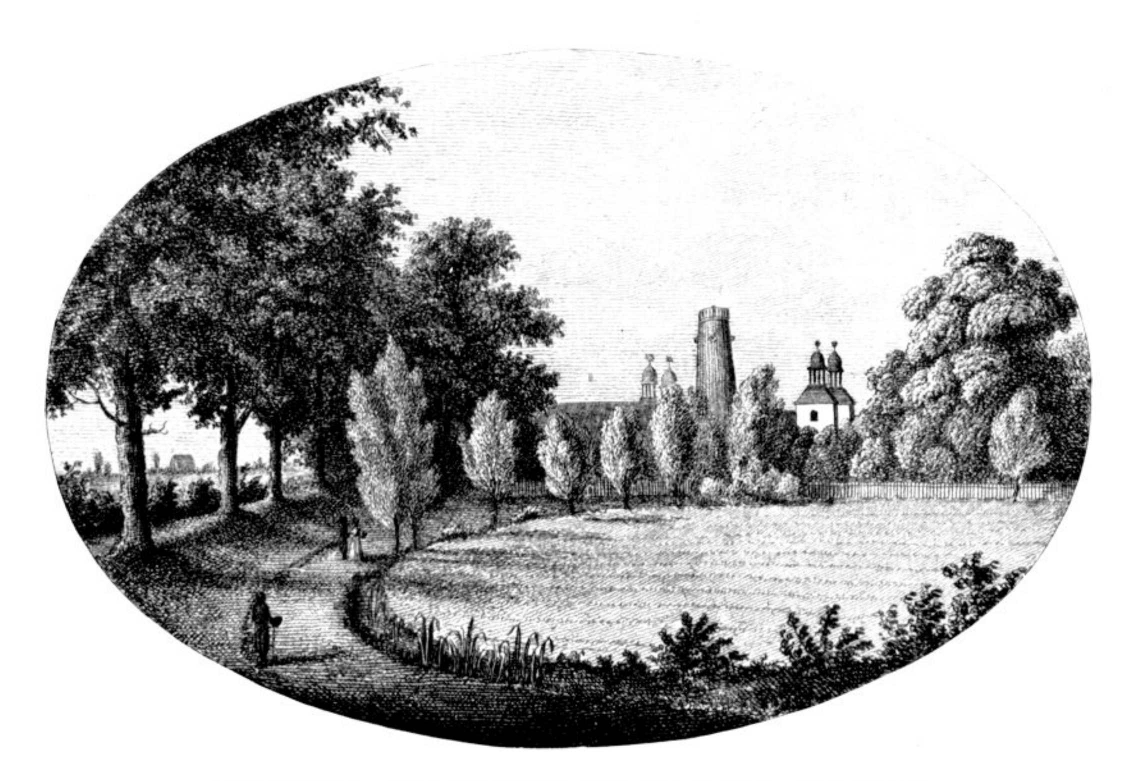
Der hinter der Dominsel liegende Hauptteil der Scheitniger Vorstadt ist aus verschiedenen Teilen zusammengewachsen. Unter geistlicher Jurisdiktion stand der „Hinterdom,“ die Gegend der Scheitnigerstraße und ihrer Nachbarschaft. Dahinter lag das Stadtgut Scheitnig. Von diesem wurde Ende des 17. Jahrhunderts der Teil zwischen Kaiser-, Ufer-, Hansa- und Borsigstraße als Vorstadt Neuscheitnig abgezweigt und schon 1808 zum Stadtgebiet geschlagen, während die Hauptmasse, Altscheitnig, erst 1868 eingemeindet wurde. Die neuerdings genauer bekannt gewordene, ältere Geschichte des Hinterdoms und Scheitnigs bietet aktuelles Interesse, weil sie die Schwierigkeiten erklärt, die der Entwicklung der Scheitniger Vorstadt entgegengestanden haben und zum Teil noch entgegenstehen.

Der Hinterdom trug von jeher ausgesprochen proletarischen Charakter. In engen, winkligen Gassen wohnte schon im 17. und 18. Jahrhundert eine dürftige Bevölkerung: kleine, unzünftige Handwerker, von den städtischen Innungsmeistern als „Pfuscher“ gehaßt und verachtet, sodann Tagelöhner aller Art, Vorläufer der modernen Industriearbeiter. Zahlreiche Branntweinbrennereien und Schankwirtschaften, Vergnügungslokale meist niederer Ordnung gaben der Gegend ein besonderes Gepräge. Bezeichnend für die enge, regellose Bebauung des Hinterdoms ist die unverhältnismäßig große Zahl der aus den Grundbüchern neu ermittelten Straßennamen. Neben der als Domstraße, Bischöfliche Gasse oder Große Gasse bezeichneten Hauptstraße des Hinterdoms (der heutigen Scheitnigerstraße) finden wir: Malergässel, Malergang, Galgengasse, Totentämmel, Totengässel, Neuscheitnigerweg, Freygasse, Clarisserweg (heute Markgrafstraße), Oderstromgässel, Fischergässel, Stichgässel, Gräbergässel. Aehnlichen Charakter wie der Hinterdom trug das 1660 angelegte Neuscheitnig. Seine Straßen, die heutige Schulgasse und der Schwalbendamm, sind noch heute enge, abgelegene Gassen; auch hier bestand die Bevölkerung fast ausschließlich aus kleinen Gewerbetreibenden und Lohnarbeitern. Daraus erklärt sich ohne weiteres, daß der bauliche

Zustand der Uferstraße, der Scheitnigerstraße und ihrer Umgebung ein schweres Hindernis für die Entwicklung der ganzen Nordostvorstadt gebildet hat und noch bildet. Durch die Fürsorge der Stadtbehörden und privaten Unternehmungsgeist ist freilich hier schon manche Bresche geschlagen, und für die Zukunft dürfen wir seit Eröffnung der Kaiserbrücke und der Technischen Hochschule rascheren Fortschritt erhoffen. Aber naturgemäß kann eine in 2—3 Jahrhunderten entstandene, erbliche Belastung nicht von heute zu morgen überwunden werden.

Auf dem Gelände von Altscheitnig, das den Park und die anschließende Villenvorstadt umfaßt, hat man schon früher begonnen, die Sünden der Vorzeit wieder gut zu machen. Vor 120 Jahren, als man Landbesitz einer Stadtgemeinde für unnützen Ballast erklärte, hätte die Stadt beinahe die Hauptmasse ihres Scheitniger Besitzes an einen Günstling des damals allmächtigen Provinzialministers, Grafen Hoym, verloren. Fünf Jahrzehnte ließ man den vom Fürsten Hohenlohe angelegten Park verfallen, ehe die Stadtgemeinde durch Erwerbung des größten Teils der Besitzung das noch Vorhandene rettete. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts begann in Scheitnig eine weitschauende städtische Grundbesitzpolitik, die den Bestand nicht nur sorglich wahrte, sondern auch, wo nur möglich, erweiterte. Dadurch wurde mit großen Opfern unser jetziger Scheitniger Stadtpark geschaffen und diesem, wie seiner ganzen weiteren Umgebung eine Reihe zukunftsreicher Entwicklungsmöglichkeiten gesichert.

Die Geschichte der Scheitniger Vorstadt, wie überhaupt der Breslauer Vorstädte, predigt aufs eindringlichste die Notwendigkeit für die Stadtgemeinde, sich überall verfügbaren Grundbesitz zu erhalten oder bei Zeiten, vor dem Eintreten unmittelbaren Bedarfs, zu verschaffen. Sie rechtfertigt die wiederholten Ausführungen unseres bisherigen Oberbürgermeisters, Dr. Bender, daß die Stadtgemeinde in und nahe bei der Stadt nicht leicht zu viel Land besitzen kann, da die bauliche Entwicklung einer Vorstadt nur da befriedigend verläuft, wo die Stadtgemeinde durch eigenen Grundbesitz Einfluß üben kann. Die Sparsamkeitsapostel, die eine angeblich „uferlose städtische Bodenpolitik“ bekämpfen, sollten nie vergessen, wie leicht auf diesem Gebiete unzeitige Sparsamkeit zur tollsten Verschwendung, zu sträflicher Bereicherung einzelner Spekulanten auf Kosten der Allgemeinheit führen kann. Wie oft dies früher geschehen ist, lehrt die Orts- und Straßengeschichte jeden, der lernen will.



Der ehemalige „Philosophengang“, nahe dem heutigen „Volksgarten“
an der Michaelisstraße in Breslau
Stich von Endler

Der Kümmerniskult in Schlesien

Von Paul Kutzer in Ziegenhals

Das indische tat twam asi (erkenne dich selbst!) und die Schopenhauersche Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben findet in den heroischen Heiligen des Christentums mit ihrer Askese, Weltflucht und Selbstverleugnung reale Gestalt und Verkörperung. Ganz besonders mußte aus dem Kult der katholischen Kirche eine Heilige wegen des ethischen Gehalts ihrer Legende eine anziehende Erscheinung für das gewöhnliche Volk bilden: die heilige Kümmernis, heilige Hilfe oder Wilgefortis (hilge Fratz = heilige Antlitz), die lieber, um den lästigen, ungestümen Mann loszuwerden, einen sie verunstaltenden Bart haben wollte als einen „Bart"olomä (d. h. Freier), wie Abraham a Sankta Clara in seiner kernigen Weise ironisch sagt. Heute hat sie freilich ihre Rolle im kirchlichen Leben so gut wie ausgespielt, und — fügen wir hinzu — eigentlich hat sie nie so recht Sanktion von oben herab genossen, wenn man auch ihren häufig merkwürdigen Kult duldete; sie war eine aus dem Volksbewußtsein und -empfinden heraus geborene Heilige, eine „Volksheilige" im wahrsten Sinne des Wortes.

1. Was erzählt die Legende über sie?

Ein vielgestaltiger, weitverzweigter Sagenzyklus hat sie umwoben, deren seltsame Verschlingung oft der durchsichtigen Klarheit entbehrt. Besonders zahlreich wurde sie in den Alpenländern (Bayern, Tirol) verehrt. Da kann man die volkstümliche Heilige, die ohne Kanonisierung ihre Gloriole erworben hat, in interessanten Bildstöcken in Berg, Wald und Feld antreffen. Oft zeigt ihr jungfräuliches Gesicht herb-männlichen Typus und wird von einem mächtigen Barte umwallt. Zu Füßen der Gekreuzigten kniet ein schmuckes Geigerlein und entlockt seiner Fiedel fromme Weisen. Zum Danke wirft die Martyrin ihren glänzenden Goldpantoffel als anerkennendes Geschenk von ihrem rechten Fuße herab. Unsere bärtige Heilige ist bekanntlich mißverständlich aus dem salvator mundi und sancti adjutorii, genauer gesagt, aus der Darstellung des mit dem Herrgottsrock bekleideten romanischen Kruzifixus des Vultus sanctus in Lucca hervorgegangen, der im Mittelalter besondere Verehrung genoß, und dessen Attribute sie zeigt[1]), die sie in der unzweifelhaftesten Weise als Kopie desselben dartun.[2]) Zuerst ist ihr Kult bezeugt zu Cleve 1419, und die Acta Sanctorum berichten, daß ihre Legende sicher seit 1466 im Umlauf sei. Ihr zu Ehren waren Altäre, Kapellen und Bruderschaften geweiht, wurden Wallfahrten, Tieropfer und Altarumgänge veranstaltet; ja, sogar Personen führten den Namen nach dieser filiae regis aus „Portugal".[3])

Hermaphroditische Göttinnen kannte das Heidentum ja auch, z. B. die Venus barbata in Rom. Sie stehen aber mit unserer Pseudoheiligen in keinen Beziehungen, und wenn sie ein Forscher mühvoll herauszuinterpretieren versuchte, dann merkt man, daß die Fäden verworren sind und der Beweis für die Zwischenglieder fehlt, ebenso wenn man sie aus der deutschen Mythologie ableitete und z. B. mit der nordischen Göttin Hlyt in Verbindung brachte, die Heilung schaffte den Lahmen und Leidenden, oder mit der trauernden Göttin Iduna an der Weltesche Ygdrasill, unter welcher der Dichterheld Bragi, der göttliche Sänger, weilte, sie bewachend und tröstend.

Aehnliche Gestalten allerdings hat auch das sektenreiche Christentum aufzuweisen. So ist Adam-Kadmon der mit Christo identifizierte Adam. Diese pantheistische Vorstellung ist ursprünglich indisch (Brahma erzeugt mit Maja, d. i. die Einbildungskraft, die Welt), ging dann in die kabbalistische Weisheit der Juden über, wonach aus Gott unmittelbar Adam-Kadmon als Mannweib hervorging, die sich in den männlichen Logos (Christus) und die weibliche Sophia (Weisheit, hl. Geist) teilte. Diese Vorstellung wurde auch von häretischen Christen adoptiert. Die pantheistischen Gnostiker machten das Kreuz zum Sinnbilde der Natur, der Materie, des Raumes unter der Gestalt eines die Arme nach beiden Seiten ausstreckenden Zwitters, welcher zur Rechten ein Mann war mit der Sonne auf der Brust, zur Linken ein Weib mit dem Monde

[1]) Z. B. den charakteristischen Reifen mit den lilienartigen Enden, den man als Nimbus bei keltischen Hochkreuzen und romanischen Kruzifixen findet.

[2]) Da dieses Bild mit seidenen Gewändern bekleidet ist, sodaß die Falten eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Frauenkleide haben, so mußte diese, als der Zusammenhang der zahlreichen Kopien mit dem Original aus dem Bewußtsein sich verlor, zur Verwirrung führen. (Stockbauer, Kunstgeschichte des Kreuzes, S. 265). Auch hieß dieses Bild „Sankt Hilfe", aus dem sich zunächst sogar ein männlicher Heiliger entwickelte, der Sanctus Kummernus. Der Irrtum, dem Tür und Tor geöffnet war, trat in den von Lucca entfernteren Gegenden zuerst auf.

[3]) Die Legende hat sie in der konfusesten Weise mit der historischen hl. Liberata aus Spanien verschmolzen.

auf der Brust.[1]) Zur Ehre unserer Heiligen können wir wohl sagen, daß sie einen augerfreuenderen, herzerquickenderen Anblick gewährt als der widerliche, mannweibliche Christus-Achamoth auf den gnostischen Bildern.

Wenn die Legende von der hl. Kümmernis erzählt, daß ihr eigener Vater zu ihr in sündiger Liebe entbrannt gewesen ist und sie Gott um Verunstaltung bittet, der ihr zum Schutze seine eigene Gestalt gibt, so ist das ein echt deutsches, uns wiederholt begegnendes Märchenmotiv. So flieht schon auch Daphnis vor dem Gotte Apollo und verwandelt sich in einen Lorbeerbaum. So wird Lada mit dem goldenen Stern auf der Stirn frevelhaft von ihrem eigenen Vater begehrt und vermummt sich in ein Kleid.[2]) So entzog sich die schöne Sphynx vor den Nachstellungen des Pan durch Verwandlung in ein Schilfrohr.

Das hochpoetische, feindurchdachte Geigermotiv ist ein in Sage, Dichtung, Bildwerk und auch in der Praxis öfters wiederkehrendes Moment.[3]) So halten z. B. — nach Preusker — die Wenden der Lausitz die Mondflecken für einen Geiger, der vor Gott und der Jungfrau spielt, um seine sündigen Eltern aus der Hölle zu erretten. Von Dichtungen erinnere ich nur an den bekannten „Geiger von Gmünd", in welcher Justinus Kerner die Sage fälschlich auf die heilige Cäcilia bezieht. Ein Bild von Böcklin in der Berliner Nationalgalerie zeigt einen greisen Einsiedler in seiner Klause vor einem Kruzifix, das auf einer mit Waldblumen geschmückten, kleinen Konsole an der Wand aufgerichtet ist, er geigt vor ihm; und Engel hören zu. Das Motiv ist allem Anscheine nach den so ähnlichen Kümmernisbildern entlehnt. Die Fiedler oder Pfeifer vor Bildstöcken waren vor wenigen Jahren noch eine bekannte Erscheinung in Rom,[4]) und auch als spezifisch slawische Sitte — der Bigotterie der Böhmen und Polen entsprechend — ist sie mir selbst bekannt geworden (z. B. in Rodostowitz, Kreis Pleß).

Bild der heiligen Kümmernis in Neu-Batzdorf, Kreis Habelschwerdt

Ich habe im übrigen versucht und mich begnügt, in Ziegenhals bei dem gewöhnlichen Volke etwas über die Heilige zu erfahren, was mir auch gelang. Daraus ersah ich, daß die Legende, im Vergleich zu dem Tenor der Originalfassung, bedeutsame Aenderungen erfahren hat. Hier erzählt man[5]): Die heilige Kümmernis war eine römische Kaisertochter und 304 n. Chr. geboren. Sie lebte zur Zeit der Christenverfolgungen und trug den sich verbergenden Christen die Speisen in die Felsenhöhlen. Sie war selbst insgeheim eine Christin. Als der Vater erfuhr daß die 17 jährige Jungfrau den Glauben der Väter verloren, schwor er, daß Tod und Verderben ihr Lohn sei, wenn sie nicht dem Christentume entsage. Aber die Jungfrau blieb standhaft und wurde gekreuzigt. Ihr zum Troste spielte ein frommer, vorüberziehender Geiger ihre Lieblingsweise, das Kreuzlied, vor, und sie warf ihm zum Danke den rechten goldenen Pantoffel herab, und als er wegen Diebstahls verklagt war, zum Beweise seiner Unschuld auch den linken. — Wir ersehen, daß hier ein wichtiges Moment aus der Legende geschwunden ist. Von dem Bartwunder weiß unser Volk nämlich rein gar nichts, und es hat sich also

[1]) Neander, Entwicklung des gnostischen Systems, S. 201.

[2]) Aehnliche Volksmärchen erzählt man in Tirol (Zingerle, S. 31) in Lithauen (Schleicher, S. 16), ein wallonisches (Schott, Nr. 3), Grimms Märchen von der Jungfrau Allerleirauh (S. 65).

[3]) Zuerst erscheint es in Beziehung mit dem Bilde von Lucca. Es ist ausgegoren in einer Zeit, welche voll der fruchtbarsten Auffassungen in Beziehungen und Symbolen zum Kreuze war, so daß daraus große organische Systeme erwuchsen und die Schöpfung neuer Legenden und Sagen begünstigt wurde.

[4]) Mitt. v. Universitätsprofessor Herrn G. Schnürer in Freiburg i. d. Schweiz.

[5]) Nach einer in Albendorf erschienenen Broschüre.

besonders hier in Schlesien eine Reaktion dagegen geltend gemacht. Hier erscheint sie nur als eine für Christus ihr Leben opfernde und mit ihm vermählte Jungfrau, als standhafte Martyrin und Gekreuzigte. Die nach Albendorf jährlich pilgernden Wallfahrer singen ihr zu Ehren ein Lied, welches die soeben angeführte Legende — gleichfalls in dieser Form — zum Inhalte hat.

2. Worin wurde sie verehrt?

In der verschwenderischsten Weise vermochte sie aus dem Füllhorne ihrer Gnaden die Leiden der mannigfachgeplagten Menschheit zu lindern, bezw. wurde sie mit Vertrauen angerufen in den vielfältigsten Lagen des Lebens. Besagt doch schon ihr Name, daß sie besondere Schutzpatronin in „Bekümmernis" gewesen ist und als Eutropia eine glückliche Wendung herbeizuführen vermochte. In Bayern betete die betrübte Mutter vor ihrem Bilde für das ungeratene Kind. Und daß die männigliche Maid besonders Beschützerin der Liebenden, gleich den Heiligen Antonius und Andreas, war, wen sollte das Wunder nehmen? In Tirol hing ihr Bild wohl in so manchem Schlafkämmerlein, wo man sie um Ehesegen anflehte.[1]) Auch als Helferin in Augenkrankheiten und in Heimweh (a depellendis curis) fungierte sie. In Wien war sie Patronin der Gehenkten und Bäcker, in Flandern die der Sterbenden, in der Normandie die der kranken Kinder. In Brüssel galt sie als virgo aegrotantium und hydropicis patrona, also als Hygieia und medica. In England beteten der Sage nach böse Frauen zu ihr, welche den lästigen Gatten los sein wollten. Sie banden Hafer an ihren Altar und flehten, daß die Pferde straucheln und das Genick des Gatten brechen möge.[2]) Und durch nichts konnte sie mehr erfreut und ihre Hilfe mehr gesichert werden, als wenn man ihr zur Ehre ein Bildlein schnitzen ließ, es am Wegrande zur Erbauung der Gläubigen aufstellte und in frommer Einfalt ein Kerzlein vor ihm ansteckte. In Schlesien hat — nach Schnürers Meinung — der Kümmerniskult gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Böhmen aus Eingang gefunden. Jedoch sind hier, im Verhältnis zu den Alpenländern, die Kümmernisbilder wenig zahlreich vertreten.



Bild der heiligen Kümmernis aus der Pfarrkirche in Jauer im Diözesanenmuseum in Breslau

3. Wie wird sie abgebildet?

Gar vielgestaltig sind die Bilder, welche wir von unserer Heiligen haben. Sie gewähren sowohl ein kunstgeschichtliches, als auch archäologisches und kirchengeschichtliches Interesse. Wie die heilige Agatha (z. B. in St. Pölten und Weilheim in Bayern) erblicken wir auch sie ans Kreuz geheftet. Nur die Hände sind, dem romanischen Kruzifixtypus entsprechend, mit Nägeln durchbohrt, die Füße ruhen, nebeneinander gestellt, auf einem Fußbänkchen; nur der linke Fuß ist beschuht, von dem rechten[3]) fällt ein goldener Pantoffel zur Erde zum darunter knienden Fiedler. Das Haupt ist mit einer Königskrone geschmückt; das Gesicht umrahmt ein Vollbart, und ihre Gestalt weist männliche Formen auf; sie ist mit einem Wort der mißverstandene Christus. Doch gibt es auch Ausnahmen von diesem Haupttypus. In Kastelrut in Tirol kniet statt des Geigers ein Beter vor ihr; das ist aber auch die einzige Art dieser Darstellung. Auf einem burgundischen Meßgewande von 1430

[1]) Selbst auf alten Ofenkacheln, in Totenkapellen und Kreuzgängen trifft man sie im Puster- und Zillertal.

[2]) Freundliche Mitteilung von Oberleutnant Ernst von Woikowsky-Biedau.

[3]) Auf den ältesten Bildern ruht er auf einem Kelch wie bei dem Volta santo.

erscheint sie — nach Sepp, Bayrische Sagen — in der k. k. Schatzkammer in Wien, stehend, die Krone auf dem Haupte, das hl. Kreuz haltend. Auf dem Bilde zu Muringen in Württemberg ist der Oberleib nackt und nur der Unterleib bekleidet, der Geiger fehlt; statt dessen umschweben sie zwei Engel. In Mecheln (Belgien) erblicken wir sie mit überkreuzten, blutenden Füßen, und ihr zur Rechten sehen wir eine Taube als Symbol der Jungfräulichkeit, auch fehlen hier Schuh und Geiger. Vielfach erblicken wir sie auch bartlos und mit weiblichen Formen, z. B. im k. k. Ferdinandeum in Innsbruck, in Mecheln, in Eichstädt, (Paramentenkammer der Sakristei), und besonders in Schlesien, so in Albendorf, Neustadt, Ratibor, Niedersteine (Grafschaft), Jauer und Petersdorf (Oesterreich-Schlesien).[1] Wie schon erwähnt, hat sich besonders in Schlesien eine starke Reaktion gegen das Bartwunder und die hermaphroditische Metamorphose geltend gemacht, und mit der veränderten legendaren Auffassung mußte selbstverständlich die bildliche Darstellung in Einklang gebracht werden und ein Bruch mit der Vergangenheit erfolgen. Die damit zum Ausdruck gebrachte kritische Skrupel unterbrach hier jäh, unvermittelt, aber mit Bestimmtheit die Tradition. Es gewinnt durchaus den Anschein, als wenn nicht nur das gläubige Gemüt, sondern auch das Auge an den männlichen Formen der Heiligen berechtigten Anstoß genommen habe. Ja, in Neustadt (Oberschlesien) sehen wir sie völlig modernisiert und von der alten Ueberlieferung abweichend dargestellt. Letzteres Bild erinnert lebhaft an Rauchs Büste der Königin Luise; hier ist sie von ganz besonderer Lieblichkeit, und ein Hauch bestrickender Anmut erscheint über sie ausgegossen.[2] Hier wollen wir zwei Abbildungen von der merkwürdigen Volksheiligen dem Leser vorführen: 1. im Langermühlkirchla zu Neu-Batzdorf, Kreis Habelschwerdt (Abbildung auf Seite 58). Hier hat sie einen Kinnbart, nicht sehr stark geschnitzt, zwei Reihen weißer Perlen in den Haaren und um den Hals, eine goldene Krone, Schnippengürtel und Borte an dem unteren Rande des Kleides. Das Oberkleid ist rot, das Unterkleid von blauer Farbe. Die Höhe des Kreuzes beträgt $1^1/_2$ Meter. Der Geiger ist hier nicht vorhanden. Die alte Schnitzerei wurde 1909 renoviert.[3] Das Kümmernisbild aus der Pfarrkirche in Jauer befindet sich jetzt im Diözesanmuseum in Breslau[4]). Es weist überreichen Schmuck auf. Das zarte Gewand leuchtet von Goldbrokat, und doppelte Perlenschnüre mit Agraffen zieren es. Ein rosafarbener Mantel bildet im Hintergrunde eine baldachinartige Draperie. Der rechte Fuß ist beschuht, vom linken fällt der Goldpantoffel herab zu dem unten knienden Geiger, neben dem zwei Henkersknechte sichtbar werden. Das Ganze ist dargestellt im Innern einer mit vielem Volk gefüllten Palasthalle[5]) (Abbildung auf Seite 59).

„Laß dir nur keinen Kummerbart wachsen!" so ruft der Volksmund scherzend, wenn er ein Menschenkind in großer Betrübnis sieht und es trösten will.

[1]) Bebärtet hingegen in Neukirch bei Breslau, Arnsdorf i. Rsgeb., Neisse und Neu-Batzdorf, Kreis Habelschwerdt.

[2]) Bei einigen Bildern fehlt der Geiger, z. B. Neustadt und Albendorf.

[3]) Mitteilung und Abbildung verdanke ich Herrn Oberleutnant Ernst von Woikowsky-Biedau in Oberglogau, der eine sehenswerte Kümmernissammlung besitzt.

[4]) Das Bild verdanke ich der Güte des Herrn Museumsdirektors, Geistl. Rat, Professor Dr. Jungnitz in Breslau.

[5]) Weitere schlesische Kümmernisabbildungen siehe in Neisser Jahresbericht 1903 und Schlesische Heimatsblätter, III, Heft 17.

Einsame Hütte

In Talesruh, an Busch und Berg gebaut,
Hat träumend ein Jahrhundert sie geschaut.

Ein Schindeldach, das spitz auf Balken ruht,
Deckt ihrer Menschlein Glück und Erntegut.

Am Giebel webt schon viele Sommer lang
Ein Efeugrün sein trauliches Gerank.

Aus Wiesengrund, am grauen Brettertor,
Reckt eine alte Linde sich empor.

Und hinter niedern Fenstern, sonnerhellt,
Lacht eine kleine, bunte Blütenwelt.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf